



Berlin, den 21. Februar 1903.

Venezuela.

Seit er im September 1899, als Ueberwinder und Nachterbe des verhassten Andrade, in Caracas einzog und bald danach auch den konservativen Gegner Hernandez niederzwang, hat der General Cipriano Castro wahrscheinlich nicht so frohe Tage erlebt wie in diesem Monat der Februar. Im Dezember konnte das Selbstbewußtsein eines Präsidenten der Estados Unidos de Venezuela ins Wanken gerathen. Großbritannien, das Deutsche Reich und Italien bedrohten den Bundesfreistaat, der nur vier Kriegsschiffen und eine Compagnie Seesoldaten hat; sollte dem armen Kleinvenedig die Unheilszeit wiederkehren, die es, auf den Wink Karls des Fünften, den Kriegsknechten der Fugger einst als wehrlose Beute hinwarf? Herr Cipriano ließ den Muth nicht sinken. Gefährlich, mochte er denken, wäre die Sache geworden, wenn die großmächtigen Gläubiger die kleineren zusammengetrommelt und, mit den unter Kaufleuten üblichen Mitteln, gemeinsam die schnelle Zahlung der Schuldsomme verlangt hätten. Die Schiffsgeschütze des neuen Dreibundes aber brauchen uns nicht zu schrecken. So lange die Gläubigerinteressen nicht zu einem festen Bündel vereint sind, dürfen wir hoffen. Deutsche und Briten drohen mit gepanzerter Faust? Schön; dann sagen wir zu Yankee und Franzosen: Wenn Die uns den letzten Bolivar abpressen, bleibt für Euch auf Jahre hinaus nichts mehr übrig. Und schließlich können die Dränger uns keinen lange nachwirkenden Schaden thun. Die Blokade belästigt den Europäerhandel nicht weniger als uns; und kein schlauer Gläubiger wird des Schuldners Gewinnquellen zuschütten. Greifen die Verbündeten unsere Küstenplätze an, dann weichen wir ins Innere des Landes

zurück und rühren uns nicht. Wir haben zwar kein Heer — unsere zweitausend Mann sind schlecht bewaffnet und kaum für eine Guerilla gedrillt —, können uns getrost aber auf die Schwierigkeit der Verpflegung und auf das Klima verlassen. Auch dürfte Nordamerika nicht dulden, daß europäische Truppen unser Gebiet besetzen; sonst wäre die Monroe-Doktrin ja nur noch eine Prahlerei von vorgestern. Die Rechnung war richtig. Immerhin sah die Geschichte noch im Januar nicht gerade anmuthig aus. Graf Bülow sagte im Reichstag: „Gegenüber Venezuela handelt es sich nicht allein um Selbstforderungen, sondern auch darum, unser Ansehen zu vertheidigen, das durch das Vorgehen des Präsidenten Castro, durch die Art, wie er berechnete Forderungen in einer — schonend ausgedrückt — unhöflichen Weise zurückwies, verletzt worden ist.“ Das klang wie eine Fanzare. Das konnte nur heißen: der kleine Westizenhäuptling, der gegen den großen weißen Mann aus Norden frech zu werden wagte, wird, selbst wenn er sich endlich zur Zahlung bequemt, dem Arm des Rächers nicht entgehen. Doch Herr Castro hat starke Nerven und bebt nicht einmal, als im Puerto Cabello die deutschen Seeleute fünfzehn venezolanische Segelschiffe wegnahmen und als der „Panther“ das Fort von Maracaibo beschloß. Am Ende freute er sich gar dieser Thaten, die in New-York, in London und Paris verstimmen mußten. Seht Ihr, sprach er: an uns wird das erste Experiment gemacht; unsere Schulden sind nur der Vorwand; der deutsche Imperialismus will ausprobiren, wie weit er ungefährdet in Südamerika gehen darf; und wenn Ihr ruhig zuschaut, könnt Ihr nächstens noch nettere Dinge erleben. Schon vorher hatte er das Schicksal seines Landes unter den Richterspruch der mächtigen Nordunion gestellt. Der amerikanische Gesandte vertrat mit zäher Yankeeeschlauheit die Interessen Venezuelas gegen den Gläubigerauswurf. Hat Euer James Monroe nicht die Brüdergemeinschaft aller Amerikaner feierlich dem Erdbreis verkündet? Weht nicht auch uns ein Sternbanner voran?... Castro hat seine Trümpfe und die Spielfehler seines Hauptgegners klug ausgenützt. Bald schien die plumpe Aktion der Gläubiger eine Lebensfrage amerikanischer Selbständigkeit. Onkel Sam war in heller Wuth, rief des Himmels Born auf die frevlen Germanen herab und beschloß, schnell neue Kriegsschiffe zu bauen und die alten einstweilen, zu einschüchternder Demonstration, an Europens Küste zu schicken. Die Engländer, die das von Edwards effectsfüchtiger Laune geknüpste Bündniß längst geärgert hatte, wurden sehr nervös und drängten zum Schluß der Tragikomödie. Und als die Zeit der Februa nahte, hatten die drei Verbündeten nur noch den einen

Wunsch, den heißen Handel so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen, und von der angedrohten Sühne war nicht mehr die Rede. Don Cipriano kann lachen; vor drei Monaten wurde er nicht höher geschätzt als andere Dugendgenerale und Dugendverschwörer der Westigenrepublik: heute feiern Nord und Süd der Neuen Welt ihn als nationalen Helden. Und auch seinem Land ist die Krisis gut bekommen; früher wollte dem schlechten Zahler Niemand mehr Geld borgen: jetzt bieten die Millionäre in eiferndem Wettbewerb ihm Darlehen an und Carnegie erklärt sich, ohne Sicherheit, ohne Rückzahlungsfrist, bereit, fast zwei Millionen Bolivares vorzuschießen, damit der Deutsche die freien Republikaner nicht länger noch quälen dürfe.

In würdigem Ton aber, ohne eitles Gefpreiz, meldet der Kanzler des Deutschen Reiches den vom Volk Erklärten: „Venezuela hat sämtliche von Deutschland erhobenen Forderungen als berechtigt anerkannt.“ Und seine Leute schreiben, wieder habe der Erfolg bewiesen, daß nur kurzfristige Thoren unsere internationale Politik tabeln können. Bis zum fünfzehnten Juli 1903 wird Alles bezahlt sein, was Deutsche, als Ersatz des in früheren Bürgerkriegen ihnen zugefügten Schadens, von Venezuela zu fordern haben. Das ist freilich nur der kleinere Theil der venezolanischen Schuld. Die übrigen, um das Doppelte höheren Forderungen werden einer Kommission vorgelegt, die in Caracas tagen und in die Deutschland und Venezuela je einen Vertreter senden wird. „Diese Kommission hat sowohl über die materielle Berechtigung der einzelnen Forderungen wie über deren Höhe zu entscheiden. Bei den Reklamationen wegen widerrechtlicher Beschädigung von Eigenthum erkennt die venezolanische Regierung ihre Haftpflicht im Prinzip an, so daß die Kommission nicht über die Frage der Haftpflicht, sondern lediglich über die Widerrechtlichkeit der Beschädigung oder Wegnahme und über die Höhe der Entschädigung zu bestimmen hat.“ Können die beiden Mitglieder der Kommission sich nicht einigen, so ist „zur Entscheidung ein Obmann zuzuziehen, der vom Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika ernannt wird“. Die Frage, ob die Ansprüche der drei verbündeten Mächte vor denen anderer Staaten zu befriedigen sind, wird der Schiedsgerichtshof im Haag beantworten. Die beschlagnahmten Schiffe sind der venezolanischen Regierung zurückgegeben worden und die Blolade hat aufgehört. Das ist der Erfolg, den die Offiziösen in gedämpften Chören preisen. Ehe wir die Verlustliste prüfen, wollen wir sehen, was denn nun eigentlich gewonnen ist. Daß Venezuela sich eines Tags entschließen mußte, zunächst einen Theil seiner alten Schuld abzugahlen, war nie zweifelhaft; eben so

wenig, daß die früher geforderte Barzahlung von 3½ Millionen Bolivares über die Kraft des von Putzchen erschöpften Landes ging. Sicher ist uns auch jetzt nur die Honorirung der ersten Forderung; die anderen „werden im Prinzip als berechtigt anerkannt“. Im Prinzip: in dem Schreiben des Kanzlers, das dem Reichstag das Ende des Haders meldet, fehlen die beiden Wörter, die doch nicht ganz unwichtig sind. Anerkannt wird nämlich nur das Prinzip: für widerrechtliche Beschädigung von Eigenthum hat die Regierung der Republik zu haften. Ob aber eine widerrechtliche Beschädigung vorlag und welchen Betrag im einzelnen Fall der Geschädigte zu fordern hat: Das soll erst die Kommission entscheiden, in der zwei Amerikaner, einer aus Nord und einer aus Süd, den Deutschen stets überstimmen können. Im Haag werden Jankees und Franzosen das geforderte Vorzugsrecht der Verbündeten energisch bestreiten und England wird es gewiß nicht sehr eifrig vertheidigen. Wahrscheinlich werden wir nach alldem Getöse also erreichen, was andere Mächte ohne den Donner von Schiffsgeschützen auch erreicht haben. Und dieser Donner gehört nicht zu den billigen Nationalvergnügungen. Die Bilanz des Unternehmens ist schlecht, so schlecht, daß ein Bankdirektor, der sie in die Generalversammlung brächte, einen Sturm fürchten müßte. Die Kosten der Zwangsvollstreckung werden vielleicht beträchtlicher, sicher nicht geringer sein als die einzutreibende Summe. Wie würde ein Kaufmann beurtheilt, der hundert Mark an Gebühren zahlte, um einem Schuldner sechzig Mark abzapfanden? Aber es handelt sich ja „nicht allein um Geldforderungen“. Castro war frech, das Ansehen des Reiches stand auf dem Spiel und Graf Bülow denkt, wie der Dänenprinz: *Greatly is to find quarrel in a straw when honour's at the stake*. Nur . . . Don Cipriano lacht noch immer. Keine Kriegsentuschädigung, keine Sühnefeier, die nach der Römersitte doch in den Februar passen würde; nicht einmal eine höfliche Verbeugung. Das große Deutsche Reich, dessen höchster Vertreter sich den „Admiral des Atlantischen Ozeans“ nennt, hat die Operettenrepublik nicht zu bedingungsloser Nachgiebigkeit zu zwingen vermocht. Leider lacht nicht nur Herr Castro. Hübsch aber ist's und rühmlich, daß der Kanzler, ohne eitles Gespöiß, im ruhigen Brustton des Starcken von dem neuesten Triumph seiner Staatsmannskunst spricht.

Hat Herr von Holleben, Herr von Pilgrim-Baltazzi ihm nie berichtet, daß die Südamerikaner sehr stolze, sehr empfindliche, sehr rachsuchtige Leute sind, die eine Sünde gegen die Gebote feinsten Höflichkeit nie vergeben? Daß in Venezuela seit Jahrzehnten deutsche Geschäfte bestehen, deren Bedeutung die der Hanseemannbahn weit übertrifft? Daß England fast ausschließlich an

venezolanischen Minen- und Verkehrsunternehmungen theilhaftig ist, deutsche Firmen aber einen großen Theil des Exporthandels beherrschen und durch reichliche Kreditgewährung sich eine beneidete Stellung gesichert haben? Daß die Yankees längst auf die Gelegenheit warten, die sie von dieser lästigen Suprematie des deutschen Kaufmanns endlich befreit? Und wenn die Gesandten ihn im Stich ließen: warum fragte er nicht an der Wasserkannte, ehe er Kriegsschiffe nach Maracaibo schickte? Jeder hanseatische Commis hätte ihm abgerathen. Jetzt ist es zu spät. Der deutsche Handel wird in Südamerika bald die Folgen einer Politik spüren, die der Nordunion den stolzesten Triumph, dem Deutschen Reich die kläglichste Niederlage bereitet hat. Die kläglichste; selbst die skrupellose Fälscherkunst der Troßbuben kann sie auf die Dauer nicht verschleiern. Franzosen und Russen höhnen: Das Abenteuer wird den Deutschen theuer zu stehen kommen. Durch die Vereinigten Staaten geht ein Wuthschrei gegen das Volk des Alten Friesen (dessen Denkmal Niemand im Lande des Sternenbanners sehen mag) und amerikanische Offiziere, amerikanische Millionäre schwören, laut, öffentlich, dem nächsten Versuch Deutschlands, in den jüngeren Kontinent hinüberzugreifen, werde eine leidenschaftliche nationale Erhebung antworten. Englische Minister müssen tausend Ausflüchte erfinden und täglich entschuldigende Worte stammeln, weil sie gewagt haben, einem — auf einen einzelnen Fall beschränkten — Bündniß mit Deutschland zuzustimmen. Das geschieht nach dem Burenkrieg, der ohne Deutschlands stille Unterstützung der Anfang vom Ende britischer Weltmacht geworden wäre, nach all den zuckersüßen Reden, die während der letzten zwei Jahre über den Ocean gerufen wurden. Nie ward, seit der Deutsche ein Reich hat, annähernd Aehnliches erlebt. Bismarck pflegte zu sagen, an dem Tage, wo ihm die Erkenntniß gekommen wäre, daß sein Wirken dem Vaterland Unheil gebracht habe, hätte er sich, wie in Hellas und Rom mancher starke Greis, mit eigener Hand aus dem Wege geräumt. Graf Bülow wird weiterleben und weiterlächeln. Er kann noch viele bismarckische Reden zu unrichtiger Zeit paraphrasiren, noch viele Worte großer und mittelwüchsiger Denker falsch citiren. Er ist mit sich sehr zufrieden und seine blendende Unfähigkeit gefällt den in strenger Zeitungszucht Erwachsenen. Au coeur léger ruft er zwischen zwei Schlappen, die Schwarzschere sei nun mal der alte Nationalfehler der Deutschen; er aber ziehe der Kassandrarolle die Hektors vor. Wunderhübsch. Doch Hektor socht und fiel für sein Volk; und nicht als geschwiegelter Redner lebt er im Lied.

Schopenhauers Wille.

Für uns, die wir nicht einen Augenblick vergessen können, daß die Sprache mit dem Denken zusammenfällt, daß die Begriffe der Sprache sich auf ihre Herkunft hin legitimiren müssen, daß die Sprache oder das Denken mit illegitimen Begriffen nichts anzufangen weiß, für uns wäre Schopenhauers legendarischer Wille bald bei Seite geschafft. Wollte ich fremde Begriffe jedoch nur von meinem Grundgedanken aus kritisiren, so würde ich den selben Fehler begehen, den Schopenhauer in dem Satz begeht: „Die Motivation ist die Kausalität, von innen gesehen.“ Will ich Schopenhauers Willen, der zu einem Scheinbegriff der gebildeten Menschheit Europas geworden ist, bekämpfen, dann darf ich meinen eigenen Grundgedanken als vielleicht bloßen Worten nicht vertrauen, dann muß ich vielmehr die Unhaltbarkeit des Begriffs aus ihm selbst heraus nachweisen. Hier wie auch sonst bei der Kritik fremder Ansichten, fremder Worte: gehe ich von meinem Grundgedanken aus, so schwäche ich ihn, indem ich ein System aus ihm herausspinne. Vernichte ich fremde Ansichten und Worte voraussetzungslos, so stärke ich meinen Grundgedanken, indem ihm immer wieder neuer Stoff von selbst zugeführt wird, von selbst freilich nur so weit, wie mein Gedankengang nicht von der unbewußten Eitelkeit auf mein Recht, also von meinem Interesse gelenkt wird.

Es wird aber nicht schwer sein, nachzuweisen, daß der Wille zur Vorstellung- oder Erscheinungswelt gehört, so gut wie die Motive zu den Ursachen gehören. Vorher aber müssen wir uns klar machen, womöglich mit den einfachsten Worten und ohne Rücksicht auf irgend eine Psychologie, was wir eigentlich unter dem Wort „Wille“ verstehen. Das Wort in Schopenhauers Sinn geht uns bis dahin nichts an. Aber auch der Wille als eine geheime Kraft der menschlichen Seele, als Etwas, über dessen Freiheit oder Unfreiheit man streiten kann, ist offenbar ein mythologisches Abstraktum. Man müßte ein mittelalterlicher Wortrealist sein, um im Willen, weil das Wort einmal vorhanden ist, auch das Subjekt irgend einer Thätigkeit zu sehen. So wenig es in der Natur, außer und über den Erscheinungen des Lebens, eine besondere Lebenskraft giebt, eben so wenig giebt es außer und über den einzelnen Willensakten einen besonderen Willen. Und ich halte es für verdienstvoll, wenn ich der Lebenskraft, die endlich aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch hinausgeworfen ist, nun auch die Willenskraft oder den Willen nachzusenden mich anschickte. Die Vergleichung zwischen dem Willen und dem Leben in der Natur wird uns auch weiter fördern.

Es ist ausgemacht, daß unsere Kenntniß von der Welt aus den Sinnes-
eindrücken besteht, die wir empfangen. Alle unsere Sinnes-
eindrücke oder Wahrnehmungen, die sich dann zu Vorstellungen und Begriffen addiren,

haben aber neben ihrem spezifischen Werth, als, zum Beispiel, Dem, was wir sehen, hören u. s. w., noch eine stärkere oder schwächere Beziehung zu unserem Interesse. Ich will die technischen Ausdrücke der neuern Psychologie hier nicht anwenden, sondern nur sagen, daß all unsere Sinnesindrücke uns entweder angenehm oder unangenehm sind; dieses Verhältniß zu unserem Gefühl ist in den meisten Fällen so schwach, daß wir es gewöhnlich gar nicht beachten. Aber das Gefühl ist da und muß wohl immer in irgend einem — wenn auch noch so schwachen — Grade vorhanden sein, damit wir unsere Aufmerksamkeit überhaupt auf den Sinnesindruck lenken. Unsere Wahrnehmungen sind also Wirkungen äußerer Ursachen, die unser Interesse, wenn auch noch so leise, berühren. Für den Gefühlswerth dieser Berührung haben wir nur deshalb keine allgemeinen Worte, weil wir mit Gefühl eben Das zu bezeichnen pflegen, wofür wir keine Worte haben. Wir sind also bei unseren Wahrnehmungen der leidende Theil; unser Leib, insbesondere seine spezifischen Sinnesorgane, erleiden die Wirkungen äußerer Ursachen.

Handeln wir nun, so liegt der selbe Vorgang vor, nur in umgekehrter Richtung. Dann ist die Außenwelt leidend und wir sind thätig. Äußere Ursachen bewirken unter dem Namen der Motive unsere Bewegung als eine Wirkung; und diese Wirkung wieder wird zur Ursache einer äußeren Veränderung. Genau eben so ist die Entzündung des Pulvers im Gewehrlauf die Wirkung vom Aufschlagen des Hahnes, aber auch die Ursache von der Ausdehnung der Gase und vom Heraustreiben der Kugel. In der ewigen Kette der Kausalität ist immer und überall jede Veränderung die Wirkung einer vorausgegangenen und die Ursache einer zukünftigen Veränderung. Jedes Geschehen auf der Welt, jede minimalste Veränderung ist ein Zwischenglied zwischen einer entfernteren Ursache und einer entfernteren Wirkung. Bei den menschlichen Handlungen ist Das der einzige Unterschied, daß unser eigener Leib das Zwischenglied ist. Und während bei den äußeren Sinnesindrücken dieses Leibes der Gefühlswerth oder die Beziehung zu unserem Interesse ein geringerer ist und darum gewöhnlich keinen besonderen Namen hat, ist der Gefühlswerth unserer Handlungen ein sehr starker und hat darum einen besonderen Namen erhalten: das Wollen. Die Sprache setzt mich hier in Verlegenheit. Ich habe vorhin das Abstraktum „Wille“ abgelehnt und nur die einzelnen Willensakte gelten lassen. Nun aber entdecken wir, daß diese einzelnen Erscheinungen des Willens gar keine Akte oder Handlungen sein können, sondern nur sie begleiten oder vielmehr ihnen vorausgehen, um Augenblicke vorausgehen. Unsere Bewegungsgefühle sind uns bekannt; sie sind so deutlich, daß sie uns ein Bild der unmittelbar folgenden Handlung vorausgeben, und die Folgen dieser Handlung sind uns aus unserer Erfahrung nicht mehr und nicht weniger bekannt als andere Erscheinungen der

äußeren Welt. Viel lebhafter also als bei den Sinnesindrücken, die in Milliarden auf uns einströmen, haben wir darum bei oder vor unseren Handlungen das Gefühl, ob sie oder ihre Folgen uns angenehm oder unangenehm sein werden. Dieses Gefühl nun drücken wir, weil es uns nah angeht, mit einem Begriff aus; wir sagen das eine Mal: „Ich will“, das andere Mal: „Ich will nicht“. Die Frage, ob dieses Gefühl sich zwischen das Bewegungsgefühl und die wirkliche Handlung drängen kann, ob die Ausführung der Handlung von diesem Gefühl abhängig ist, wäre in anderem Zusammenhang zu beantworten. Hier handelt es sich nur darum, festzustellen, daß der sogenannte Wille als Kraft ein mythologisches Abstraktum ist, in seinen einzelnen Erscheinungen jedoch nur ein Gefühl, also ein Sinnesindruck, der sich von den spezifischen Sinnesindrücken eben nur durch seine Unbestimmtheit unterscheidet. Er ist eine besondere Art des sogenannten Gemeingefühles, sofern er sich nicht auf den unmittelbaren Zustand unseres Leibes bezieht, sondern auf unsere Erwartung vom künftigen Zustand. Unser Gemeingefühl läßt uns, wenn wir nichts dazu und nichts davon thun können, sagen: „Ich fühle mich wohl“; oder: „Ich fühle mich nicht wohl“; die Erwartung: „Ich werde mich danach wohl fühlen“ oder: „Ich werde mich danach nicht wohl fühlen“ drücken wir aus durch: „Ich will“ oder „Ich will nicht“. Ich glaube nicht, daß ich noch Etwas hinzufügen muß, um mir zugestehen zu lassen, daß diese Gefühle, die wir Erscheinungen unseres Willens zu nennen gewohnt sind, einzig und allein unserer Vorstellungswelt angehören. Schopenhauer also, der die Betrachtung der Welt als einer Vorstellung von den Engländern und Kant übernommen, die Betrachtung der Welt als Wille jedoch neu hinzugefügt hat, hätte als Inhalt seines Hauptwerkes richtiger angegeben, es handle von der Welt als unserer Vorstellung und von der Wichtigkeit der sogenannten Willenserscheinungen in dieser Vorstellungswelt. Der Wille ist schon darum völlig ungeeignet zur Welterklärung oder Weltbeschreibung, weil er der unklaren und dunklen Gefühlswelt angehört und es doch sinnlos ist, die Begriffswelt durch die Gefühlswelt erhellen zu wollen, das Halbdunkel durch das Ganzdunkel.

Ich werde nun an einzelnen Punkten zu zeigen suchen, welche Konfusion Schopenhauer dadurch angerichtet hat, daß er unser erkennendes Organ in Verstand und Vernunft gespalten, und dadurch, daß er die zu erkennende Welt in Vorstellung und Wille auseinandergelegt hat.

In seiner Abhandlung über die vierfache Wurzel des zureichenden Grundes hat Schopenhauer eine umfassende Erkenntnistheorie zu geben gesucht. Die Erkenntniß der Welt besteht nach allgemeinem Sprachgebrauch darin, daß wir für Alles, was ist, den Grund suchen, warum es sei. Mit dieser Frage steht der Mensch der Welt gegenüber, das Subjekt dem Objekt.

Schopenhauer lehrt — und ist da in Uebereinstimmung mit schlechten Sprachgewohnheiten — vier Klassen des Begriffes „Grund“: die Ursache des Geschehens, den Grund einer Einsicht, die Grundlage geometrischer Verhältnisse und das Motiv des Handelns. Wir haben den mathematischen Begriff in diesem Zusammenhange ausgeschieden und haben die Motive als gewöhnliche Ursachen erkannt. Danach bleiben nur zwei Klassen übrig: die Ursachen des Geschehens oder Werdens und die Gründe des Erkennens; der uralte Unterschied zwischen wirkenden Ursachen und Erkenntnisgründen. Nach Schopenhauer ist der Verstand der Statthalter der ersten Provinz, die Vernunft die Statthalterin der zweiten. Und über die Verschiedenheit der beiden Geschlechter liegen sich eben so billig wie geistreich anmuthige Bemerkungen machen, die sogar Schopenhauer nicht ganz verschmäht. Er hat vor der Sprache eine so hohe Achtung, daß er sogar aus ihren Schnörkeln noch zu lernen sucht.

Halten wir einstweilen Schopenhauers Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft fest. Ihm ist Verstand die Geistesfähigkeit, die Wirkungen auf ihre Ursachen bezieht, die also sowohl die ewige Kette zwischen Ursachen und Wirkungen in der Außenwelt begreift als auch diese selbe Außenwelt überhaupt erst aus ihren Wirkungen auf unsere Sinnesorgane erräth; ihm ist, mit einem Wort, der Verstand das Organ für die wirkliche Welt. Es ist klar, daß nach dieser Definition jedes Thier, auch das niedrigste, einen in seiner Art vollkommenen Verstand besitzen muß. Die Qualle hat Verstand genug, um die Außenwelt nach ihrem Interesse zu begreifen und sich so als Subjekt dem Objekt gegenüber zu erkennen, wenn auch schwerlich mit dem Bewußtsein und der Gewohnheit, so schöne philosophische Ausdrücke zu gebrauchen. Die Qualle ist aber egoistisch genug, ihren Verstand über dieses Verhältniß nicht hinausschweifen zu lassen. Das Verhältniß der Objekte zu einander interessiert sie nicht; sie hat die Verdunstung des Wassers in der Sonnenwärme nicht studirt und darum auch die Dampfmaschine nicht erfunden.

Schopenhauer selbst besteht wiederholt darauf, daß auch dies Begreifen von Ursache und Wirkung zwischen den Objekten der Außenwelt zu den Arbeiten des Verstandes gehöre. Es entspricht ganz dieser Auffassung, wenn er so große Entdeckungen wie die der Gravitationskraft durch Hooke (die den Berechnungen durch Newton vorausgingen) und des Sauerstoffes durch Lavoisier diesem Verstand zuschreibt, der sich vom thierischen Verstand nur dem Grade nach unterscheidet. Schopenhauer kommt der Wahrheit nah genug, wenn er an dieser Stelle solche Entdeckungen unmittelbare Einfälle nennt, während die Schlussfolgerungen, die zu den Formulierungen solcher Entdeckungen führen, der Vernunft nur gestatten sollen, die Entdeckung anderen Leuten deutlich zu machen. Wenn in meiner Sprachkritik gelehrt wird, daß jeder Fortschritt in der Welterkenntnis nur von Beobachtungen herkomme, daß

alle Sprache aber nur den Zweck der Erinnerung und Mittheilung habe, so dürfte damit Aehnliches gesagt sein. Nur verzichte ich dabei auf die beiden Gottheiten Verstand und Vernunft und erfahre vielleicht nebenbei, was die allverehrte menschliche Vernunft eigentlich sei, nämlich nicht mehr und nicht weniger als die arme menschliche Sprache. Nach Schopenhauer entsteht statt der Wirklichkeit der bloße Schein, wenn der Verstand sich irrt, statt der Wahrheit der Irrthum, wenn die Vernunft sich irrt. Wir erfahren aus unserer Kritik der Logik, was es mit der Wahrheit auf sich habe: wahr ist, was dem Sprachgebrauch nicht widerspricht; die Wahrheit besitz, wer seine Muttersprache mit gutem Gedächtniß richtig anwendet. Schopenhauer brauchte nur mit einem festen Schritt aus seinem metaphysischen Nebel herauszutreten, um die Identität seiner Vernunft und unserer Sprache zu erkennen. Er sagt, die Vernunft bringe ihre wichtigsten Leistungen durch Hilfe der Sprache allein zu Stande: Kultur und Staat, Wissenschaft und Religionen, Denken und Dichten. Was mag da die Vernunft selbst, also das Denkorgan, für ein merkwürdiges Werkzeug sein, wenn sie ihre einzige Leistung, das Denken eben, durch die Sprache allein zu Stande bringen kann? Ist die Sprache etwa nur ein Hilfswerkzeug des Werkzeuges Vernunft? Oder sollte die Vernunft hinter der Sprache am Ende doch nur der Gott sein, der hinter dem Donner steht?

Wenn in der „Jungfrau von Orleans“ der Donner sich gegen Johanna ausspricht und der Pöbel mit dem Hof und dem Erzbischof im Donner die Sprache eines Gottes versteht, so nennen wir Das Aberglauben; der Dichter behandelt den Aberglauben als poetisches Motiv. Wollte aber ein Philosoph unter den Zuhörern nun gar auseinanderlegen, der Donner sei ein mangelhaftes Werkzeug Gottes, Gott habe seine Gedanken deshalb nicht klar genug aussprechen können, so werden wir wohl endlich ungeduldig werden. So aber scheint mir Schopenhauer zu spekuliren, wenn er, nicht gar weit von der richtigen Beobachtung, zugeht, die Sprache, als das unentbehrlichste Mittel des Denkens, sei doch zugleich ein beschwerendes und hinderndes Mittel, „weil sie den unendlich nuancirten, beweglichen und modifikablen Gedanken in gewisse feste, stehende Formen zwingt und, indem sie ihn fixirt, ihn zugleich fesselt.“ Hätte Schopenhauer diese Spur mit seinem überlegenen Scharfsinn und seiner weit höheren Fähigkeit abstrakten Denkens weiter verfolgt: ich hätte mein Buch ungeschrieben lassen können. Aber Schopenhauer glaubt nun einmal an die Vernunft als einen Gott und an die Sprache als ihren Propheten. Das Hinderniß, das er in der Mangelhaftigkeit der menschlichen Sprache deutlich sieht, werde durch die Erlernung mehrerer Sprachen zum Theil beseitigt, sagt er. Ganz richtig, denn die Inhalte der entsprechenden Worte verschiedener Sprachen decken sich niemals vollständig und so besitz, wer mehrere Sprachen genau kennt, mehr Gedanken oder Begriffe als Einer,

der nur eine spricht. So aber faßt Schopenhauer die Sache nicht auf. Der gespenstige Gedanke seiner mythologischen Vernunft soll beim Sprachenlernen aus einer Form in die andere gegossen werden, in jeder seine Gestalt etwas verändern (welche Gestalt?) und sich mehr und mehr von jeglicher Form und Hülle ablösen, wodurch sein selbsteigenes Wesen deutlicher ins Bewußtsein trete und er auch seine ursprüngliche Modifisabilität wieder erhalte. Schopenhauer verräth nicht, in welcher unbekannten Sprache ihm dieses Gedankengespenst seine abenteuerliche Biographie mitgetheilt habe. Eine Marotte ist es dabei, zu glauben, daß seine geliebten alten Sprachen für die Mittheilung solcher Gedanken geeigneter gewesen seien als unsere modernen Patois, wie er hübsch grob sagt. Schade daß die Meister der alten Sprachen ihr Werkzeug so schlecht benutzt haben, daß Aristoteles ein Ignorant war im Verhältniß zu unseren Schulknaben und Cicero ein Schwäger in jeder Beziehung. Hätte Schopenhauer nicht den Gott hinter dem Donner gesucht, nicht die Vernunft hinter der Sprache, er hätte auch nicht von Nachtheilen der Vernunft reden können, wo es sich nur um die Mängel der menschlichen Sprache handelt. So führt er drolliger Weise als einen Nachtheil der Vernunft die Möglichkeit des Wahnsinnes auf; mit dem selben Recht könnte man es einen Nachtheil des Reichthumes nennen, daß man ihn verlieren könne. Für uns, die wir auch den Wahnsinn mit dem Wesen der Sprache in Zusammenhang bringen, ist all dieses Gerede scholastischer Wortrealismus.

Und nun wollen wir endlich sehen, durch welchen Gedankengang Schopenhauer dahin gelangt, das Geheimniß der Welt mit dem Wort „Wille“ zu erklären. Wir haben gesehen, daß der Wille, ein uns sprachlich so überaus vertrauter, sachlich dagegen so überaus unbekannter Begriff, nichts Anderes ist als eine dunkle Gefühlsvorstellung, vor Allem also nur eine Vorstellung, und zwar eine solche, bei der wir niemals bis zu einer deutlichen Anschauung, zu einem spezifischen Sinnesindruck vordringen oder zurückgehen können. Wir haben gesehen, daß für unsere Weltanschauung der Wille nur Erscheinung ist, nur ein Scheinwesen, das selbst der Erklärung bedarf und darum noch schlechter als andere Begriffe geeignet sein dürfte, irgend Etwas in der Welt zu erklären, geschweige denn das Weltganze selbst. Wir werden nun erfahren, wie Schopenhauer, wenn er beim Wort genommen wird, bekennen muß, daß auch für ihn der Wille nur ein Begriff war neben anderen Begriffen, eine leere Worthülse, die er noch dazu für elastischer hielt, als die Elastizität der Sprache gestattet. Sein ganzer Gedankengang ähnelt einem Taschenspielerkunststück; doch soll ihm Das nicht zum Vorwurf gereichen, denn wer das Wesen der Sprache durchschaut hat, wird in jedem philosophischen Gedankengang, ja, vielleicht in jedem Versuch jedes Menschen, seine eigene Anschauung einem Anderen einzureden, das versteckte und fast immer

unbewußte Taschenspielerkunststück erblicken: es werden zwei Gegenstände, die nur ähnlich sind, mit einander vertauscht, es wird ein Wort in ähnlichen Bedeutungen wiederholt, als ob die Bedeutungen identisch wären. Eine kritische Geschichte der Philosophie von diesem Gesichtspunkt aus wäre das furchtbarste und verzweifeltste Werk, dessen das menschliche Gehirn fähig wäre.

Schopenhauer weiß besser als irgend ein Anderer vor ihm, daß der menschliche Leib für den menschlichen Geist ein Objekt der Außenwelt ist, von dem der Geist auf dem selben Wege Kenntniß erhält wie von anderen Objekten, durch die Sinnesorgane nämlich. Er weiß aber auch die banale Wahrheit, daß uns, jedem Individuum für sich, der eigene Leib außerdem doch noch in anderer Weise bekannt ist. Es ist einerlei, ob wir diese andere Weise das Selbstbewußtsein nennen, ob wir es — wie ich versucht habe — auf das unbewußte Gedächtniß des eigenen Organismus zurückführen oder ob wir diese intimere Kenntniß des eigenen Leibes an die Gefühlswerthe knüpfen, die wir bei jeder von außen kommenden Wahrnehmung und bei jeder nach außen gehenden Handlung unseres Leibes schwächer oder stärker mitempfinden. Die Gefühlswerthe bei Wahrnehmungen oder Sinnesindrücken kennt Schopenhauer nicht oder will sie nicht kennen, um die anderen Gefühlswerthe, die Begleiterscheinungen der Handlungen, zum Schwungrad für seinen Sprung in die Metaphysik zu benützen. Dabei täuscht er sich zum ersten Mal, da er nicht nur ähnliche Bedeutungen gleicher Worte vertauscht, sondern ganz frech weit entlegene Begriffe oder Worte verwechselt.

Was unser Selbstbewußtsein von der Kenntniß der Außenwelt nämlich so von Grund aus trennt, ist der entscheidende Umstand, daß wir uns bei der Wahrnehmung der Außenwelt als passiv fühlen, als das passive Endglied der Verkettung von Ursache und Wirkung, daß wir uns dagegen, sobald wir handeln, als aktives Zwischenglied in dieser selben Kette fühlen. Es war nun ein genialer Einfall Schopenhauers, auf dieses Gefühl der Aktivität, auf dieses Selbstbewußtsein, auf dieses Werthgefühl hinzuweisen als auf eine Thatfache, auf welche die philosophische Welterkenntniß niemals genügend Rücksicht genommen hatte. Vor ihm hatte Kant die Anstrengungen der letzten Jahrhunderte in dem resignirten Ergebnis zusammengefaßt, daß alle wahrgenommene Welt nur eine Erscheinung für uns sei, für uns wohl gemerkt, daß die wirkliche Welt, die Dinge für sich, nicht für uns, das sogenannte Ding-an-sich, aber dem menschlichen Geist ewig unnahebbar bleiben werde. Hätte ein revolutionärer Geist wie Schopenhauer seinen genialen Einfall bescheidenlich ausdrücken wollen und können, er hätte ihn ungefähr so formuliren müssen: Es hat eine Kritik der Sinnesorgane geschrieben (daß es zugleich der Anfang einer Kritik der Sprache war, konnte Schopenhauer noch nicht sehen); Kant versuchte über diese Leistung dadurch hinauszugelangen,

daß er eine Kritik der Gehirnthätigkeit unternahm, die er denn auch die Kritik der Vernunft nannte; aber Kant begnügte sich damit, die Wahrnehmungen der Sinnesorgane und die in der Vernunft bereitstehenden Vorstellungen zu unterscheiden, er traf die Kritik der Vorstellung tiefer und feiner, aber er sah im Wesentlichen nichts Anderes als Vorstellungen; wenn man Kants Leistung, wie es wohl geschehen darf, nur als eine Bereicherung der Psychologie auffaßt, so kann man sagen, daß er das bewußte Denken allein untersuchte; Schopenhauer dagegen (und Das ist sein neuer Einfall) bemerkte die außerordentliche Wichtigkeit der Vorstellungen, die nicht aus unseren Sinneswahrnehmungen hervorgehen, und wurde so der Begründer einer Philosophie des Unbewußten. Sein genialer Einfall ist weit fruchtbarer als der des Descartes; Descartes rief eines Tages in heller Verzweiflung aus, er wisse nicht gewiß, was er denke; er wisse gewiß nur, daß er denke; darauf setzten die Engländer und Kant die noch traurigere Resignation, daß all unser Denken uns nur einen Schein der vorausgesetzten Wirklichkeit biete; und nun setzte Schopenhauer seinen Trumpf darauf. Hatte Descartes gerufen: „Ich denke, also bin ich“, so antwortete Schopenhauer jetzt: „Ich denke nicht nur, ich bin auch“; was ich denke, ist bloße Vorstellung; was ich bin, ist Wirklichkeit.

Und jetzt bitte ich um ein Wenig Aufmerksamkeit. Schopenhauer hatte Recht. Mein Selbstbewußtsein, der Gefühlswerth meiner Wahrnehmungen und Handlungen, mein Lebensgefühl geben mir allerdings einen Zipfel der Wirklichkeitwelt in die Hand, der meinem bloßen Denken unzugänglich war. Die gesammte gedachte Welt ist unkontrollirbare Erscheinung, deren reale Grundlage, deren Ding-an-sich wir nicht annähernd zu fassen oder zu ahnen vermögen. Ein einziges Object ist uns von zwei Seiten bekannt: unser Ich. Wir kennen es wie alle anderen Dinge der Welt als eine Erscheinung zwischen anderen Erscheinungen, als ein Object zwischen anderen Objecten; daneben aber kennen wir es auch von seiner anderen Seite, von innen, als Ding-an-sich. Wir sind es ja selbst. Dürfen wir aber im Ernst sagen, daß wir es von innen kennen? Was man so kennen nennt. Wir kennen eben nichts als Das, was wir durch unsere Sinne kennen. Die sogenannte Kenntniß unseres Ich, die inwendige Kenntniß, ist aber nicht durch die Sinne vermittelt, ist nur ein dumpfes Gefühl der Lebensförderung oder Lebensstörung, ist also nicht Das, was wir sonst immer mit dem Worte Kenntniß zu bezeichnen pflegen, ist keine Vermehrung unseres Wissens, ist eben nur ein Gefühl. Der Einfall Schopenhauers hat also keinen größeren Werth als den, ein vortreffliches Beispiel zu sein — das einzig mögliche Beispiel übrigens — für den Werth, den die Objecte (die Erscheinungen für uns) sich selbst beilegen. Schopenhauers Betonung dieses Gefühles ist das einzig mögliche Beispiel dafür, was die Erscheinungen auf die Frage antworten

würden: Wofür halten Sie sich selbst? Es ist für uns, die wir tiefer hineinblicken, ein bedenklicher Nebenumstand, daß es nur für die Welt der Erscheinungen eine Sprache giebt, daß also das Ding-an-sich gar nicht anders antworten kann, als indem es unaufhörlich stammelt: Ich, ich, ich.

So wäre denn der Einfall dankenswerth, auf unser Lebensgefühl als auf Etwas hinzuweisen, das in unserem Gehirne noch außer den Sinnesindrücken und den aus ihnen abdirten Kenntnissen zu finden sei; und es lag nah, ihn, wie üblich, metaphorisch zu benützen. Hinter unserem eigenen Leib, den wir mit unseren Augen, Händen u. s. w. als ein Objekt unter Objekten wahrnehmen, steckt das Lebensgefühl des Individuums: so mag hinter allen Objekten auch Etwas stecken. Nur läßt es sich nicht ausdrücken. Ich gehöre zu der Welt der Erscheinungen; außerdem bin ich aber — und zwar weiß ich Das von mir einzig und allein — auch ein Ding-an-sich, ein Ding für mich. Also heraus mit der Sprache! Was bin ich als Ding-an-sich, als Ding für mich? Ich, ich, ich! Ich bin ich! Ueber diese blödsinnige Tautologie, über dieses Fallen gelangt die Sprache nicht hinaus.

Schopenhauer aber versuchte die Sprache zu zwingen, indem er zunächst das Gefühl unserer Aktivität mit dem Willen gleich setzte, unsere Handlungen mit den einzelnen Willensakten, um das vorhin abgelehnte Wort mit Schopenhauer wieder zu gebrauchen. Ohne einige Konfusion in den Begriffen konnte Das natürlich nicht abgehen; und in diese Konfusionen will ich an einem entscheidenden Punkt Ordnung zu bringen suchen.

Wenn irgend eine Wahrnehmung für mich das Motiv zu einer Handlung wird, wenn, um das alltäglichste Beispiel zu gebrauchen, der Anblick von Gewoaren oder die gehörte Bezeichnung für Nahrungsmittel für mich ein Motiv zum Essen wird, so liegt zwischen der Wahrnehmung und meiner Handlung der Wille, diese Handlung auszuführen. Selbst wenn ich mir des Zeitunterschiedes nicht bewußt bin, selbst wenn der Wille nur als Begleitererscheinung meiner Handlung empfunden wird, selbst dann werde ich voraussetzen, daß der Wille der Handlung vorausgegangen sei. Feuere ich ein Gewehr ab, so verläßt die Kugel mit lautem Knall den Lauf in dem selben Augenblick, wo der Hahn aufschlägt; und doch ich bin wissenschaftlich davon überzeugt, daß der Stoß auf die Zündmasse deren Entzündung vorangegangen sein müsse, diese wieder dem Verbrennen des Pulvers u. s. w. Was zeitlich von einander verschieden ist, kann aber schon darum nicht identisch sein. Schopenhauers Gleichstellung von Handlung und Willensakt ist darum von vorn herein abzulehnen. Er sagt: „Der Willensakt und die Aktion des Leibes sind nicht zwei objektiv unbekannte verschiedene Zustände, die das Band der Kausalität verknüpft, stehen nicht im Verhältniß der Ursache und Wirkung; sondern sie sind Eines und das Selbe, nur auf zwei gänzlich

verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand.“ Das ist wenigstens deutlich. Der Wille soll nicht, wie die naive Empfindung — Das heißt doch so viel wie der allgemeine Sprachgebrauch — besagt, eine Ursache unserer Handlung sein, sondern die Handlung selbst, „von innen gesehen.“ Das hat freilich nur dann einen Sinn, wenn es in unserer Welterkenntniß noch etwas Anderes giebt als Vorstellungen; dann ist eben der Wille dieses Andere und Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung ist legitimirt. Er legt also — wie eben wohl philosophische Systeme entstehen müssen — sein System vorher in die Worte hinein, um es nachher mit logischen Schlüssen herauszulösen. Ist aber der Wille eine Vorstellung, wie wir es erklärt haben, so kann er in der Wirklichkeitwelt nur entweder ein Glied in der Kette der Kausalität sein oder er ist eine Scheinvorstellung. Entweder wir bezeichnen mit dem Worte Wille die uns sonst unzugängliche und nur durch das Gefühl wahrgenommene, physiologisch durchaus noch nicht zu erklärende Gehirnveränderung, die ein Zwischenglied ist in der Kette zwischen Ursache und Wirkung, insbesondere zwischen Motiv und Handlung, oder aber wir bezeichnen mit dem Wort Wille gar nichts. Der Zeitunterschied zwischen Wille und Handlung zeugt dafür, daß dem Willen irgend Etwas in der Wirklichkeitwelt entsprechen müsse; und der Sprachgebrauch meint auch etwas Wirkliches bei dem Begriff „Freiheit des Willens“, ob man nun die Freiheit des Willens lehrt, wo dann der Wille eine höchst mächtige Gottheit wäre, oder die Unfreiheit des Willens, wo dann der Wille als ein Glied in die Kette der Nothwendigkeit eingefügt ist. Schopenhauer jedoch muß jeden Unterschied zwischen Handlung und Wille ausräumen, muß den Willen und die Willensact aus der Kette von Ursache und Wirkung hinausweisen, also aus der Wirklichkeitwelt, um dann in einer neuen Mythologie den selben Willen zum Allerwirklichsten machen zu können, zu seinem obersten Gott. Es geschieht, was in der Geschichte der Philosophie jedesmal geschehen muß, wenn ein positives System aufgestellt wird. Es wird ein Wort der Bedeutung entkleidet, die es im Sprachgebrauch hat; anstatt darauf das Wort als eine leere Hülse fallen zu lassen, wird irgend einer der obdachlos gewordenen höchsten Begriffe hineingestopft und schließlich das alte Wort in seiner neuen Bedeutung wieder in Gebrauch genommen, als ob die Sprache sich um den Sinn ihrer Worte nicht zu kümmern hätte. Der alte Sprachgebrauch besagte, daß das Wort Wille die Vorstellung von einem Gefühl bedeute, das unseren Handlungen häufig vorauszuweichen pflegt. Schopenhauer lehnt diese Bedeutung ab; der Wille sei keine Vorstellung, der Wille sei die Handlung, von innen gesehen; statt aber das Wort Wille deshalb aus seinem Wörterbuch zu streichen, schließt er ungefähr so: Wir suchen seit Kant Etwas, das nicht Vorstellung

ist; der Wille ist keine Vorstellung; und weil die ganze übrige Welt nur unsere Vorstellung ist und als solche ein Räthsel, darum ist der Wille des Räthfels Lösung. Und an dieser Stelle, da er den Willen als den Schlüssel des Weltgeheimnisses entdeckt zu haben glaubt, verräth er uns, die wir dem Werth der Worte misstrauen, ein schlechtes Gewissen, wenn er erklärt: das Individuum würde das Wesen seiner Handlungen eben so wie das Wesen unorganischer Objekte eine Qualität, eine Kraft, einen Charakter oder ähnlich nennen, wäre dem Individuum nicht dadurch, daß es zugleich Object und Subjekt ist, das Wort des Räthfels gegeben; „und dieses Wort heißt Wille“. Man halte dieses Citat für keine Chicane. Schopenhauer hat zur Erklärung der Wirklichkeitwelt in der That nur ein Wort zur Verfügung; oder vielmehr weniger als ein Wort: denn nachdem er dem Wort Wille seinen sprachgebräuchlichen Inhalt genommen hat, bleibt doch nichts als der leere Wortschall übrig, ein Geräusch, ein tönender Lufthauch.

Schopenhauer ist aber ein ehrlicher Mann. Weil er selbst an seinen Gott, den Willen, glaubt, vergißt er die Begriffsfälschung, die er vorgenommen hat, und spricht wenige Seiten später ganz vertrauensvoll davon, daß dieser Wille uns alle wünschenswerthen Aufschlüsse über das Ding an-sich gebe. Wie der robuste Himmels- und Auferstehungsglaube der Uebersichten auf die religiöse Verzweiflung des Alterthums folgte, ganz eben so selbstsicher und triumphirend folgt Schopenhauers Willensglaube auf Kants Resignation. Man muß nur nicht glauben, daß sich philosophische Ueberzeugungen gar so sehr von Mythologien unterscheiden; nur daß die Schwierigkeit des Jargons die philosophischen Sekten sich nicht so weit ausbreiten läßt.

Ich habe zu zeigen versucht, daß Schopenhauer mit der Gläubigkeit eines scholastischen Wortrealisten die Wirklichkeit seiner abstrakten Begriffe lehrte, daß er also bei der Ausarbeitung seiner Philosophie, praktisch, von einer Kritik der Sprache wieder weit entfernt war. Mit außerordentlichem Scharfsinn hat er das Verhältniß nah verwandter Begriffe aufgedeckt; er unterscheidet sehr fein zwischen Verstand und Vernunft, zwischen Freiheit des Thuns und Freiheit des Willens, zwischen dem Willen und den Willensakten, aber es fällt ihm nicht ein, daß all seine Unterscheidungen nur Phantasiegebilde betreffen, nur verabredete Wortzeichen, nicht aber Thatfachen der Natur. So oft Schopenhauer jedoch theoretisch an die Untersuchung der Sprache herantritt, nähert er sich zuerst einer kritischen Auffassung der Sprache. In seinen Werken wären viele Belegstellen für meine Grundauffassung zu finden; doch wären diese Citate niemals ganz in seinem Sinn, weil bei ihm kritische und abergläubige Gedanken über die Sprache wirt durcheinandergehen. Mit schönen und starken Worten hat er die Worthlosigkeit des logischen Fortschreitens im Denken behauptet und auf die unmittelbare Anschauung als

die einzige Quelle der Erkenntniß hingewiesen; da er aber noch nicht weiß, daß alle Logik in den Gewohnheiten der Sprache steckt und daß selbst der sprachliche Ausdruck für eine Anschauung von den hergebrachten Worten, also von der Anschauung vergangener Generationen abhängig ist, darum bindet er seine kühne und mindestens höchst individuelle Weltanschauung an unkontrollierbare Worte und nichts hält ihn ab, diese Worte ganz logisch und ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit zu einem System zu knüpfen; darum scheut dieser revolutionäre Denker auch nicht davor zurück, unaufhörlich und häufiger als andere Selbstdenker sich auf Autoritäten zu berufen, Sätze von alten Philosophen abzuschreiben, vieldeutige Sätze, deren einzelne Worte ganz gewiß nicht den Begriff enthalten konnten, den Schopenhauer ihnen zweitausend oder ein paar hundert Jahre später beilegt.

Damit hängt sein Glaube zusammen, daß durch Hinzulernen fremder, besonders alter Sprachen „sich immer mehr der Begriff vom Worte ablöse.“ Er bemerkt nicht, daß es um das Denken eine kümmerliche Sache sein muß, wenn man in jeder Sprache anders denken kann und muß, daß uns also unser Denken von der Sprache diktiert wird, in der wir denken, daß Denken und Sprechen das Selbe sein muß. Und so sehr ist Schopenhauer in seinem scholastischen Realismus befangen, daß er nicht den natürlichen Schluß zieht: wenn man in jeder Sprache anders denkt, so sind die Gewohnheiten jeder Sprache die Herren über unsere Begriffe; daß er vielmehr den ganz unnatürlichen Schluß zieht: wenn man in jeder Sprache anders denkt, so löst sich durch die Erlernung vieler Sprachen der Begriff immer mehr vom Wort los. Was kann Das für ein Begriff sein, der losgelöst von verschiedenen und Ähnliches bedeutenden Worten verschiedener Sprachen, also losgelöst von jedem Wortzeichen, immer noch irgend eine Stelle in unserem Denken einnehmen soll? Was kann Das für ein Begriff sein, wenn es nicht irgend eine Begriffsrealität in Wolkensukzessionsheim ist? So wird Schopenhauer, so meisterhaft er die deutsche Sprache beherrscht, jedesmal, von seinen Theorien verführt, zu einem abergläubigen Knecht der Sprache. Er will, um desto freier denken zu können, die Begriffe von den Worten der einzelnen Sprachen lösen. Eben so gut könnte er das Problem des Fliegens dadurch lösen, daß er sagte: Je mehr Fortbewegungsarten wir erlernen, je mehr wir uns im Gehen, Fahren, Reiten, Segeln, Eisenbahnfahren u. s. w. einüben, desto mehr lösen wir den Begriff der Fortbewegung von der Erde los, bis wir, losgelöst von der Erde, von der Spitze des Thurmes aus durch die Luft fliegen können. Auch er wäre zu Boden gestürzt, wie alle Systemerfinder vor ihm, wenn sein Fliegen im reinen Reich der wortlosen Begriffe mehr gewesen wäre als ein Traum.



Therapeutischer Hypnotismus.

Die Hypnose-Kommission der berliner Ärztekammer hat es eben so wenig wie diese selbst verhindert, daß ihr vom Kultusminister lediglich zu seiner Information erforderliches Gutachten über den Heilwerth der Hypnose sofort in die breiteste Oeffentlichkeit gelangte. Damit ist es seines privaten Charakters beraubt und für die öffentliche Diskussion nicht nur in den Fachblättern freigegeben. Strümpell, der ein Gegner des therapeutischen Hypnotismus gewesen war, hat in seiner bekannten Rektoratsrede „Ueber die Entstehung und Heilung von Krankheiten durch Vorstellungen“ freimüthig bekannt, daß „sich bereits eine große Reihe wissenschaftlich hochstehender Ärzte des Hypnotismus als Heilmethode in ausgedehntem Maße bedient, von denen zahllose, oft wunderbar erscheinende Heilungen erzielt worden sind.“ Das Gutachten, das Mitglieder der Ärztekammer abgaben, also Mitglieder einer Körperschaft, die in erster Linie berufen ist, die Würde und die Interessen des ärztlichen Standes und seiner Mitglieder zu wahren, hat sich nicht gescheut, die von diesen wissenschaftlich hochstehenden Ärzten in der Fachliteratur beschriebenen Heilungen ironisch in Anführungsstriche zu stellen, ja, sie mit denen der Gesundbeter in Parallele zu setzen. Ein solches Gutachten mußte dann wenigstens selbst ein Muster von Objektivität und gewissenhaftester Berichterstattung sein. Die Bucht seiner Beweisraft mußte, unterstützt von unzweifelhafter wissenschaftlicher Autorität der Verfasser, niederschmetternd wirken, wenn es zu einem verurtheilenden Spruch kam.

Wer sind nun die Verfasser? Vor allen Anderen ist Herr Professor Mendel zu nennen. Ich selbst gestehe ihm gern eine hohe Autorität in der Psychiatrie zu. Ist ers aber wirklich auch in Fragen des Hypnotismus? Er hat früher behauptet, Hypnose sei gleichbedeutend mit Lähmung der Großhirnrinde; er ist früher mit für das Dogma, daß nur Hysterische zu hypnotisiren seien, eingetreten. Im Gutachten steht nichts mehr davon. Er ist also von diesen Anschauungen zurückgekommen. Die Autorität eines Mannes aber, der in so elementaren, rein wissenschaftlichen und technischen Fragen seiner Spezialdisziplin irren konnte, ist auf diesem Gebiet mindestens zweifelhaft. Kraft welcher wissenschaftlichen Autorität auf dem Gebiete des Hypnotismus die anderen drei Herren ihr Gutachten abgegeben haben, entzieht sich meiner Beurtheilung. Etwa, weil sie der Ärztekammer angehören? Doch zugegeben selbst die Autorität. Auf der anderen Seite stehen Namen wie Forel, Kraft-Ebing, Obersteiner, Moebius, Delhtereff, Dumontpallier, Bernheim, Morfelli, Desfoir und Andere.

Ist das Gutachten ein Muster von Objektivität? Ist es auch nur mit der Sorgfalt abgefaßt, die man von jedem wissenschaftlichen Gutachten fordern muß?

Ich zweifle. Ich darf doch einem Mendel und auch den anderen Gutachtern nicht mala fides oder gar Unkenntniß zutrauen. Seit wann ist es in der Medizin Sitte, daß man, wenn man den therapeutischen Werth eines Mittels oder Verfahrens zu begutachten hat, nicht lediglich die Frage stellt, ob es der *Indicatio causalis* und ob es der *Indicatio symptomatica* gerecht wird? Ist es erlaubt, in diesen Gutachten die Kapitelüberschriften zu setzen: „Der therapeutische Hypnotismus als Heilmittel“ und „als symptomatisches Mittel“? Ziehen wir doch die Konsequenzen! Wie viele unserer Mittel und Verfahren, von den chirurgischen Eingriffen abgesehen, verdienen dann noch den Ehrentitel eines Heilmittels? Oder in wie vielen Fällen darf sich der Arzt, weil er berufen ist, die krankhafte Veränderung eines Organes direkt zu beeinflussen, dann noch mit Recht „Heilkünstler“ nennen und nicht vielmehr „Symptomatismittelmaler“?!

Im Gutachten heißt es über die Hysterie, sie zeichne sich durch die Suggestibilität aus. Der Hypnotiseur häufe so Suggestion auf Suggestion. Statt das krankhafte „Ich“ zu festigen, steigere er die Krankheit, untergrabe oder vernichte er gar das Ich des Patienten u. s. w. Soll man einem Mendel etwa zutrauen, er wisse nicht, daß es zwei Arten von Suggestibilität giebt, eine Auto- und eine Fremdsuggestibilität, und daß auch die zweite Art bei der Hysterie oft sogar gesteigert ist? Wie wäre er auch sonst zu dem falschen Dogma gekommen, daß nur hysterische leicht zu hypnotisiren sind? Warum wird Das verschwiegen? Ja, dann müßte freilich das Kartenhaus der Beweise dafür, daß die Anwendung der hypnotischen Suggestion bei Behandlung der Hysterie irrationell, ja, direkt schädlich ist, sofort zusammenstürzen.

Die Hysterie ist eine funktionelle Erkrankung der *centres supérieurs* (P. Janet), der „zuhöchst geordneten“ Nervencentren, deren Sitz wir in der Großhirnrinde annehmen. Diese *centres supérieurs* bilden den Sitz unseres Urtheiles und unserer Willkür und damit auch unseres Bewußtseins und unserer Gehirnkontrolle. Sie haben zunächst die Aufgabe, ein regulirender Hemmapparat zu sein für die an sich sehr reizbaren „niederen Nervencentren“. Dazu gehören nicht nur die Centren, die rein animalischen Zwecken dienende Organe innerviren, sondern auch die psychischen im engeren Sinn, also alle, die Sitz unserer Triebe sind, und auch die, deren Thätigkeit sich als das automatische Spiel der Assoziationen manifestirt. So bilden die *centres supérieurs* weiter einen regulirenden Hemmapparat für die im Inneren „frei steigenden“ Vorstellungen (Autosuggestionen). Sie spielen endlich diese Rolle gegenüber solchen Vorstellungen, die präformirt von außen ins Gehirn einzudringen versuchen (Fremdsuggestionen). Normalerweise sind, wie alle Organe, auch die *centres supérieurs* mit einem gewissen Quantum von Energie ausgestattet, das sie eben zur Erfüllung der genannten Aufgaben befähigt.

Sinkt nun diese Energie in Folge der verschiedensten physischen und psychischen Schädigungen unter ein gewisses Minimum, können die centres supérieurs ihre Herrschaft nicht behaupten: was geschieht? In Folge des Wegfalles der normalen Hemmungen treten funktionelle Störungen der peripheren Organe auf und eine krankhafte Reizbarkeit macht sich geltend. Die Triebe erscheinen ungezügelter. Allerlei ungehemmte Autosuggestionen, die sich an die Stelle der normalen Hemmungen setzen, treiben im Organismus ihren wilden Spul. Schließlich ist auch die Fremdsuggestibilität mehr oder weniger gesteigert. Kurz: wir bekommen so das Krankheitsbild der Hysterie, einer echten funktionellen Psychose, der gegenüber in allererster Linie eine psychische Behandlung am Platz ist. Versuchen wir es mit der Wachsuggestion — man darf uns Psychotherapeuten füglich eine leidliche Kenntniß ihrer Wirkung schon vertrauen —, so werden wir meist gewahr, daß sie den Autosuggestionen des Kranken nicht gewachsen ist. Die Autosuggestibilität ist fast immer wesentlich mehr gesteigert als die Fremdsuggestibilität. Es gilt nun, wenn es geht, die ungenügende Fremdsuggestibilität zu erhöhen. Das können wir durch die Hypnose erreichen. Durch die hypnotische Suggestion können wir ganz unendlich viel häufiger und wirksamer die Autosuggestionen durchbrechen, normale Vorstellungen an ihre Stelle setzen und so wenigstens Surrogate für die normalen Hemmungen schaffen. Die centres supérieurs brauchen sich so nicht mehr in dem fruchtlosen Bemühen, sie niederzuringen, in ihrer Energie zu erschöpfen; sie finden Zeit, sich zu erholen. Aber die Hypnose hat an sich noch einen weiteren Vortheil. Sie ist nichts Anderes als die Illusion des Schlafes. In diesem ist — und darauf beruht ja seine Reizen und Gehirn stärkende Kraft — die Thätigkeit der centres supérieurs mehr oder minder ausgeschaltet; eben so in der Hypnose. Denn nur hierauf basiert die durch sie hervorgerufene Steigerung der Fremdsuggestibilität. Auch in der Hypnose ruhen die centres supérieurs aus und erholen sich. Hypnose und hypnotische Suggestion erweisen sich also als echte Energiesparer für sie. Und ist es uns nicht immer möglich, die Autosuggestionen des Kranken zu durchbrechen, so können wir wenigstens seine Autosuggestibilität in uns für ihn erwünschte Bahnen lenken; besonders in der oberflächlichen Hypnose, in der das Bewußtsein, abgesehen von der erhöhten Suggestibilität, völlig intakt bleibt und auf deren Anwendung ich mich — nicht nur bei Hysterie — prinzipiell beschränke. Die Hysteriebehandlung gestaltet sich dann — und Das ist die größte Kunst der Suggestionstherapeuten — zu einer konsequenten Schulung und damit auch Kräftigung der Großhirnenergie, zu einer Stärkung des erkrankten „Ich“ des Patienten.

Wußte das Alles, frage ich, ein Mendel nicht, eine solche Autorität in der Psychiatrie? Und wußte ers: warum steht dann das Gegentheil in

seinem Gutachten? Genügt so der therapeutische Hypnotismus nicht der *Indicatio causalis*? Verdiene er nicht auch so den Ehrentitel eines Heilmittels?

Freilich: im selben Sinn kann er eine Lungenentzündung, einen Krebs nicht heilen. Darin hat das Gutachten Recht. Können wir aber mit einem anderen Verfahren den krankhaften Prozeß in den Lungen bei einer Lungenentzündung direkt beeinflussen? Ist mit der Entfernung der Krebsgeschwulst auch die Krebskrankheit beseitigt? Ist darum *Digitalis* oder was man sonst bei Lungenentzündung anwendet, ist das Messer und die Glühfänge des Chirurgen darum auch kein Heilmittel? Heilmittel ist Alles, was zur Heilung eines kranken Menschen beiträgt; und wir Ärzte haben nicht Krankheiten zu heilen, sondern kranken Menschen zu helfen.

Wenn wir Suggestionstherapeuten gelegentlich einen Gichtanfall, einen chronischen Gelenkrheumatismus lieber behandeln als eine Hysterie, so geschieht es, weil wir hier den Erfolg nicht selten leichter und müheloser erringen. Wenn wir uns dabei schmeicheln, den krankhaften Prozeß in den Gelenken wenigstens indirekt zu beeinflussen: gehören wir darum auch schon zu den Ärzten, „deren Urtheil überhaupt nicht in Betracht kommt“? Sehen wir zu! Bei allen Erkrankungen der Gelenke ist der Hauptfaktor für die Störung oder Hinderung der Funktion nicht so sehr die durch die Entzündung der Gelenke bedingte *Disformität* wie vor Allem der Schmerz, der den Kranken schon früh zwingt, das Gelenk zu immobilisiren. Da nun, weil die Muskelbewegung fehlt, die sich bildenden Ausschwüngen (*Trans- und Exsudate*) nicht genügend durch die Lymphgefäße in die Blutbahnen zurückgedrängt werden, kommt es zu Stauungen. Die Weichteile in und um das Gelenk werden durchweicht, das Gelenk wird schlecht ernährt. Dabei bilden sich *Abhässionen*, Sehnenverkürzungen u. s. w., die schließlich zu Gelenkverwachsung (*Ankylose*) führen. Durch die hypnotische Suggestion können wir nun den Schmerz recht häufig beseitigen oder doch so weit mildern, daß der Patient ohne Scheu wieder das Gelenk wenigstens mehr bewegt als früher. Die Ausschwüngen werden wieder leichter resorbirt, durch nun nicht mehr schmerzhaft aktive und passive Bewegung werden *Abhässionen* gelöst, *Ektreszenzen* auf der Schleimhaut abgeschliffen, der Ernährungszustand des Gelenkes hebt sich und es wird mehr in den Stand gesetzt, der eingedrungenen Schädlichkeit Herr zu werden. Es heilt leichter aus. Haben wir dann mit dem therapeutischen Hypnotismus der *Indicatio causalis* nicht genügt?

Es giebt aber auch viele Fälle, wo die Entzündung und ihre Produkte längst geschwunden sind. Und doch kann der Patient wegen großer Schmerzhaftigkeit das Gelenk nicht gebrauchen. Das „nervöse Nachbild“ des Schmerzes ist eben zurückgeblieben, wie ja auch der Amputirte noch Wochen lang den Schmerz in der großen Zehe fühlt, die er nicht besitzt. Dies „nervöse

Nachbild" ist durch die hypnotische Suggestion leicht beseitigt; der Kranke ist gesund und wir sind wiederum der *Indicatio causalis* gerecht geworden.

Weiter; zur Beseitigung der motorischen Funktionsstörungen bei organischen Lähmungen. Wenn wir uns rühmen, einen durch Schlaganfall Gelähmten, der Wochen lang kontrakt dagelegen hat, durch die hypnotische Suggestion — versuche man es doch einmal mit der Wachsuggestion! — in wenigen Tagen dazu gebracht zu haben, daß er wieder ganz nett, selbst ohne Stod, läuft: müssen wir dann partout Schwindler oder Ignoranten sein, die falsche Diagnosen stellen, oder gar Hegemeister heißen? Müssen wir dann für so absurd gehalten werden, daß man uns zumuthet, zu glauben, wir hätten ein zerstörtes Nervencentrum, eine zerstörte Nervenleitung durch die Suggestion regeneriert? Wenn Professor Mendel solche Kranke elektrifizirt: darf er Das annehmen? Brauche ich einer solchen neurologischen Autorität erst auseinanderzusetzen, um was es sich hier handelt? Bei allen materiellen Läsionen des Centralnervensystemes wirkt die Funktionsstörung in den peripheren Organen weit über den Bereich der Läsionen hinaus. Die Lähmungen sind nicht in erster und letzter Linie nur durch die materielle Läsion bedingt und nicht immer wirkliche. Durch die verschiedensten, zusammen wirkenden rein psychischen Faktoren sind sie in vielen Fällen bis zu einem gewissen Grade nichts weiter als funktionelle Neurosen. In diesen Fällen suggeriren wir wieder den Schmerz bei der Bewegung fort, bringen wir, was ja schon in oberflächlicher Hypnose leicht möglich ist, die kontraktierten Muskeln zur Erschlaffung; wir nehmen — Das ist die Hauptsache — dem Patienten die sonst unbefiegbare Furcht vor dem Fallen, — und siehe da: er läuft. Wochen lang konnte ers nicht. Wieder haben wir also der *Indicatio causalis* genügt.

Der therapeutische Hypnotismus als symptomatisches Heilmittel wird im Gutachten anerkannt. Gewiß: man stellt sich, als sei man objektiv; denn man giebt zu, daß er krankhafte „Störungen nicht nur temporär, sondern auch dauernd zum Verschwinden bringt“, und zwar „auch in Fällen, die jeder anderen Therapie getrogt haben.“ Heißt es aber wirklich, objektiv verfahren, wenn man bei der Begutachtung des Werthes eines Heilmittels seine zahlreichen symptomatischen Indikationen, in denen dem therapeutischen Hypnotismus kein zweites Heilmittel irgendwie nah kommt, einfach verschweigt? Weiß Mendel nicht, was in unseren Medizinkursen die Schüler gleich in den ersten Uebungstunden leisten? Steht nichts darüber in dem von ihm citirten „Forel“, daß wir, außer der rein psychischen Beeinflussung, auch bei rein organisch Kranken nicht nur Schmerzen wegschaffen, sondern auch durch erfolgreiche hypnotische Suggestion subjektives Wohlbefinden, Beruhigung, daß wir selbst bei Schwerverkranken Schlaf, selbst in Fällen, wo alle anderen Schlafmittel versagen, daß wir Appetit zu erregen, den Stuhlgang zu regeln und

noch manches Andere zu bewirken im Stande sind? Steht nichts im Forel darüber, daß wir auch die Störungen der Menstruation beseitigen, beruhigend und anregend auf die Herzthätigkeit und Athmung einwirken können? Ist das Alles nicht wahr? Nun: wir Suggestionstherapeuten sind gern erbötig, jeden Tag jedem Arzt, der daran zweifelt, es an unseren — oder, noch besser: an seinen eigenen — Patienten zu demonstrieren. Nur bitten wir uns aus, daß den Kranken nicht vorher uns hinderliche Nachsuggestionen gegeben werden; man darf sie vor unserem Eingriff nach keiner Richtung beeinflussen.

Heißt es ferner, objectiv urtheilen, wenn man immer nur von Störungen spricht, statt sie im Einzelnen auch namentlich aufzuführen? Sollte Das den Minister nicht vielleicht auch interessiren, der fragt, „in welchem Umfang“ Aerzte den therapeutischen Hypnotismus anwenden? Ich verschmähe, die lange Liste der Erkrankungen herzuführen, in denen er sich als werthvoll erweist. Ich möchte nicht in den Verdacht der Reklamemacherei kommen. Wer sich dafür interessiert, kann in der Fachliteratur Aufschlüsse genug finden.

Freilich können wir nicht in allen Fällen Heilerfolge erzielen. Daß der Hypnotismus auch nur in diesem Sinn ein Heilmittel ist, hat irgend Einer von uns, der nicht geradezu verrückt ist, nie behauptet. Wir Alle haben oft und dringend davor gewarnt, zu glauben, der Hypnotismus sei ein für den Arzt bequemes Heilmittel, das billigen Lorber verheißt. Er fordert vom Arzt meist unendliche Geduld und Selbstverleugnung; und der Erfolg hängt nicht nur, wie das Gutachten sagt, von der größeren und geringeren Geschicklichkeit des suggerirenden Arztes ab, auch nicht nur von der Suggestibilität des Kranken, der Willigkeit seines Gehirns, eine Suggestion anzunehmen, sondern noch mehr von seinem ideoplastischen Vermögen (Forel), seiner Fähigkeit, die Suggestion auch zu realisiren. Und last not least bekommen wir ja meist, dank dem Vorurtheil noch so vieler Aerzte und der von ihnen beeinflussten Kranken, einstweilen nur die allerverzweifeltsten Fälle zur Behandlung, die „bereits jeder anderen Therapie getrogt haben.“

Wir verdanken aber auch nicht unsere Erfolge, wie es im Gutachten heißt, meist lediglich dem Hang der Patienten zum Wunderbaren und Mystischen. Die Gutachter verweisen da auf die Art, wie Wetterstrand seine Patienten hypnotisirt. Sagt Forel, aus dessen Buch diese Schilderung, die gut ein Achtel des ganzen Gutachtens einnimmt, citirt ist, nicht ausdrücklich, daß es Wetterstrand so nur leicht gelingt, zu hypnotisiren? Hypnotisiren heißt aber noch lange nicht: erfolgreiche therapeutische Suggestion geben. Bei mir und Anderen giebt es übrigens auch keine verdunkelten Zimmer und schwellenden Teppiche. Wir flüstern auch nicht, sondern suggeriren laut. Und mir gilt es gleich, wo und unter welchen äußeren Umständen ich hypnotisiren muß. Das habe ich selbst Aerzten oft genug bewiesen. Jeder meiner Patienten wird gern

bezeugen, daß ich keinen von ihnen hypnotisiert habe, ohne ihm vorher jede Spur von Mystizismus nach Kräften auszutreiben, ohne ihm vorher das Wesen der Hypnose, die ja nichts Anderes ist als eine geschickt erzeugte Illusion, in ehrlichster Weise erklärt zu haben. Jeder Schüler aus meinen Arztkursen wird gern bestätigen, daß ich stets energisch vor kritiklosem Enthusiasmus und vor dem technischen Fehler warne, auf die mystischen Neigungen der Patienten zu spekulieren. Man laufe dabei, wenn es sich um intelligente Menschen handle, Gefahr, daß sie Einem ins Gesicht lachen; dumme, abergläubige Menschen, die ohnehin schon verängstigt sind, aber fürchten sich nur noch mehr; und dann treten leicht allerlei unangenehme Erscheinungen ein, halbe oder ganze Ohnmachten, die man am Ende der Hypnose zur Last legt.

Damit wären wir bei dem Kapitel „Gefahren der Hypnose“ angelangt. Und da frage ich wieder: Heißt es, den therapeutischen Hypnotismus objektiv und unparteiisch beurtheilen, wenn man seine Gefährlichkeit nur an der der Wachsuggestion und nicht auch der der anderen, in gleichen Fällen von der wissenschaftlichen Medizin angewandten Heilmittel abmisst? Die Wachsuggestion ist zunächst durchaus nicht immer so harmlos, wie das Gutachten vorgiebt. Wenn sie vom Gehirn acceptirt und realisiert wird, unterscheidet sie sich in ihrer Wirkung nicht von der hypnotischen Suggestion. Und jeder von uns Hypnotherapeuten dürfte wohl Fälle kennen, wo wir die Folgen einer ungeschickten Wachsuggestion, die den Kranken empfindlich geschädigt hatte, nur mit großer Mühe beseitigen konnten. Bliebe also die Gefahr der Hypnose. Aus den Berichten meiner ernstlich in Frage kommenden Spezialkollegen, die zusammen über ein ungeheures Beobachtungsmaterial referirt haben, und aus meinen eigenen Erfahrungen kann ich, der ich Tausende häufig mehrere Wochen lang täglich hypnotisiert habe, Folgendes sagen:

Sicher giebt es einen Theil unserer früheren Patienten, denen wir nicht zu helfen vermochten und die nun auf uns schimpfen und erzählen, unsere Behandlung habe ihnen geschadet, um damit zu motiviren, warum sie einen anderen Arzt aufgesucht, oder um verschweigen zu dürfen, daß sie es unterlassen haben, das Honorar zu bezahlen. So geht es ja auch allen anderen Ärzten. Ferner giebt es Fälle, wo wir, eben so wie andere Ärzte bei irgend einem anderen Heilverfahren, trotz allen Bemühungen und trotz anfangs scheinbarer Besserung nicht verhindern konnten, daß die Krankheit Fortschritte machte. Der Patient giebt uns die Schuld; unter Umständen auch der hypnosefeindliche Arzt. Ferner kommen oft die schwer zu diagnostizirenden Grenzfälle zwischen Hysterie und Neurasthenie auf der einen und echter Psychose auf der anderen Seite in unsere Behandlung; nicht selten mit der von anderer, selbst autoritativster Seite gestellten falschen Diagnose. Erst an der erfolglosen suggestiven Behandlung erkennen wir, daß wir es mit einer beginnenden

echten Psychose zu thun haben. Wir brechen sofort die Behandlung ab. Später kommt die Psychose zum Ausbruch. Da wird denn am Ende oft uns die Schuld beigemessen, selbst wenn wir die Hypnose nur eingeleitet haben, um durch die Erfolglosigkeit der hypnotischen Suggestion die Diagnose zu sichern. Ein Fall, der wirklich geistiger Störung ähnlich war, ist mir nur einmal, vor ungefähr zehn Jahren, zur Kenntniß gekommen. Eine schwer hysterische Arbeiterin war zu mir — mitten in eine Demonstration vor Ärzten hinein — gekommen. Ich versetzte sie leicht in tiefe Hypnose, gab ihr einige therapeutische Suggestionen und demonstrierte an ihr einige übrigens harmlose hypnotische Experimente; dann weckte ich sie auf und sie ging, scheinbar sehr frisch und munter, fort. Ich mußte am selben Tage verreisen. Als ich zurückgekehrt war, hörte ich, sie sei unter den Zeichen der Verstortheit noch am selben Tage in ein hiesiges Krankenhaus aufgenommen, aber nach kurzer Zeit wieder als geheilt entlassen worden. Ob Das eine spontan aufgetretene tiefe Autohypnose war? Möglich; eben so aber auch, daß es nur ein durch ihre Hysterie bedingter hysterischer Dämmerungszustand war. In einem zweiten Fall, wo nach einmaliger Hypnose bei einer schwer hysterischen Verläuferin am nächsten Tage ein Tobsuchtsanfall eintrat, den der hinzugerufene Kollege auch der Hypnose zuschreiben geneigt war, konnte ich, als ich gerufen wurde, den Anfall nicht nur sofort coupiren, sondern auch feststellen, daß er nicht durch die Hypnose verursacht war, sondern durch einen heftigen Streit, den das Mädchen inzwischen mit dem Geliebten gehabt hatte.

An halben oder ganzen Ohnmachten habe ich im Ganzen etwa fünf oder sechs gesehen. Auch da handelte es sich um Hysterische, die der Suggestion dummer Weise widerstrebten. In dem Augenblick, wo sie ihre physische Ohnmacht gegenüber der Suggestion herannahen fahlen, resultirt aus jener eine physische. Oder wir können, wie bei der Pianistin M., den Kranken die abergläubige Furcht nicht nehmen; aus Furcht werden sie ohnmächtig, ehe wir noch recht dazu kommen, sie zu hypnotisiren. So hatte ich mich der Pianistin kaum gegenübergesetzt, um sie zu hypnotisiren, als sie auch schon, nach dem Schrei: „Und Sie haben doch magnetische Kräfte!“ ohnmächtig wurde. Alle diese Ohnmachten haben nicht viel zu sagen. Sie lassen sich leicht beseitigen. Mit Ausnahme der erwähnten Pianistin ließen alle Anderen die Behandlung fortsetzen; und gerade sie fanden den gewünschten Erfolg.

Sonst aber habe ich selbst, zumal ich mich schon aus technischen Gründen, seit Jahren prinzipiell auf oberflächliche Hypnosen beschränke, auch zu Demonstrationszwecken keine hypnotischen Experimente mehr mache, abgesehen von immerhin selten und auch nur nach der ersten Hypnose auftretenden Kopfschmerzen, leichter Benommenheit — Beides lediglich autosuggestiver Natur —, unangenehme Nebenerscheinungen der Hypnose nicht zu Gesicht

bekommen. Einer Neigung des Patienten, sich, etwa wie Morphinisten, an die Hypnose zu gewöhnen, begegnet man — sie ist sehr selten — durch energische Suggestionen, unter Umständen durch den Abbruch der Behandlung, immer erfolgreich.

Die Hypnose ist in der Hand des vorsichtigen, geübten Arztes also fast völlig ungefährlich. Gefährlich ist sie und die hypnotische Suggestion, wenn sie von unberufenen Laien geübt wird, und sie kann es auch werden, wenn nicht genügend vorgeschulte, mit den nöthigen Kautelen unbekannte Aerzte sich auf dieses Gebiet wagen. Solche Aerzte haben oft, um mit Schreid-Roging zu reden, durch ihren Dilettantismus Schulden auf das Konto des therapeutischen Hypnotismus gehäuft, die dieser nun bezahlen soll. Trotz Alledem aber reichen seine Gefahren nicht annähernd an die des Chlors, des Quecksilbers, des Opiums, des Broms o tutti quanti, vor Allem nicht an die des Morphiums heran.

Ihm aber droht auch keine Gefahr aus dem Gutachten der Hypnose-Kommission und sonstiger Gegner, wenn sie uns nur Gelegenheit geben, ihnen öffentlich entgegenzutreten und ihre Behauptungen widerlegen zu dürfen. Wir machen und brauchen keine Reklame. Wenn der therapeutische Hypnotismus trotz aller Gegnerschaft in den letzten zehn Jahren unter Aerzten und Publikum wachsenden Anhang gefunden hat, so haben wir Hypnotherapeuten aus der Schule der Rancher Liebeault und Bernheim es lediglich unseren wirklichen Erfolgen zu danken, die eine beredtere Sprache führen als alle Reklame. Sollten wir aber wirklich einmal einer anderen Reklame bedürfen, dann werden wir noch ein zweites Gutachten von der Art dessen erbitten, mit dem die Hypnose-Kommission der berliner Ärztekammer uns erfreut hat.

Dr. J. Großmann.



Selbstanzeigen.

Wann wird es tagen? Ein wiener Roman in zwei Bänden. Verlag von Karl Konegen in Wien.

Auch die nüchternsten Menschen lieben es nicht, der Wirklichkeit in einem Buch zu begegnen. Man wünscht, Idealmenschen zu finden, die im Stande sind, ihre Persönlichkeit durchzuringen; man wünscht, wenn man selbst auch für sein eigenes Leben die hohen Ziele nur zu bald aus dem Auge verliert. Starke Temperamente, kraftvolle Naturen müssen es sein und das Glend, das sie erleiden, muß fern von eigener Alltagsnoth liegen. Dann liebt sie der Leser, dann weint er mit ihnen. Doch die feigen Erbärmlichkeiten der Durchschnittsmenschen, die Kompromisse feiler Charaktere soll ein undurchbringlicher Schleier bedecken; schließen darf man Kompromisse, aber nicht darüber sprechen, will man

den Leser nicht peinlich berühren. Ich aber versuchte, den Schleier zu heben, ein Stück wahrhaftigen, zitternden Lebens festzuhalten. Meine Heldin ist kein Mädchen von starkem Charakter im Sinn moderner Romane; aber in der bürgerlichen Gesellschaft habe ich solche Charaktere nur in vereinzelten Ausnahmen getroffen und die sonderbare Erfahrung dabei gemacht, daß gerade sie verspottet und ausgestoßen wurden. Ilse Steinbrück will aber auch nicht mehr zu Denen gehören, deren Leben einzig von dem Warten auf einen Gatten erfüllt wird und die sich schließlich einem ungeliebten Mann verkaufen lassen. Sie kämpft; aber das Fortkommen ist stärker als sie und bricht ihre Kraft. Sie unterliegt, wie so Viele von Denen unterliegen, die überhaupt den Kampf um die Persönlichkeit aufgenommen haben; so ist sie eine von den unglücklichen Frauen unserer Zeit, die wohl die Morgenröthe eines neuen Tages erschauernd gewahren, die aber dahinsinken, ehe die Sonne aufgeht. In dem selben Buch habe ich endlich einmal frei und offen herausgesagt, wie die Juden unserer Zeit denken, was sie fühlen. Ich wage, auszusprechen, daß sie unennbare Qualen erdulden, weil sie von der Gesellschaft ausgestoßen sind, daß sie dadurch oft gemein werden wie Hunde, — weil man sie wie Hunde behandelt. All Das ist peinlich. Viele ziehen es vor, sich selbst darüber hinwegzutäuschen, statt es in klaren Worten zu erörtern. Ich aber konnte nicht anders.

Wien.

Paul Michaely.

Störtebeker. Eine Tragödie. Johann Sassenbach, Berlin 1903.

In den Kämpfen der Vitalienbrüder, die um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts auf den deutschen Meeren und an deren Küsten ihr Raubwesen trieben, sah ich für die „blonde Bestie“ eine geeignete Phase, um sich nach Dergenslust auszutoben. Humoristische Züge, die, neben vielen anderen, die Sage von dem Vitalienhauptmann Clays Störtebeker erzählt, ließen eine Gestalt entstehen, die neben der Furchtbarkeit eine behagliche Feittheit zeigt: ein sicheres Symptom ungebrochenen seelischen Kraftgefühls. Obwohl mein Heldentum seinen Zeitgenossen nur Böses zufügte, wuchs seine Macht unter den Menschen, durch deren Mangel an Solibarität, durch die Zwistigkeit der Hansestädte mit den kleinen Fürsten und Weibern unter einander. In seinem fröhlichen Aufstieg ließ er jedoch den Moment vorübergehen, der ihm die Möglichkeit bot, sich der Welt dadurch unentbehrlich zu machen, daß er durch Gründung eines Gemeinwesens den Menschen eine Form gewährte, ihr Leben zu fristen und fortzuschreiten in der kulturellen Entwicklung. Störtebeker versagte hier, als konsequenter Egoist, der nichts für „die Anderen“ thun will, als rohe Natur, die nicht fähig ist, sublimere, soziale Genüsse zu empfinden. So durchkreuzte er die altruistischen Pläne seines Gegenparts, des österrischen Großen, Keno von Broke, der sich seine Spuren in dem Italien der beginnenden Renaissance geholt hatte und nun voll Kultursehnsucht in dem nordischen Land seiner Väter ein Florenz schaffen möchte. Störtebeker wurde immer dreister und zwang so die Menschheit endlich, sich zu einem entscheidenden Vorgehen gegen ihn aufzuraffen. So endete dieser „Uebermensch“, der nur nehmen und nie geben wollte.

Rolf Wolfgang Martens.

Giordano Bruno. Die Tragödie der Renaissance. Wien, L. Rosner.

Frühling und Vorfrühling sind die Jahreszeiten, in denen das Drama spielt. Aufbrausende Kraft und unversiegbare Jugend des Gemüthes ringen sich aus dem lastenden Bann ethisch überwundener, doch politisch übermächtiger Weltanschauung, schwer bedrängt, zu ihrem Siege durch. Ein Zeitalter, das zu den herrlichsten der Menschheit gehörte, versinkt und reißt mit sich den stärksten Träger seines Geistes ins Verderben. Aber sein Untergang gleicht dem Flammentode des Sagenvogels: mächtiger wird er erstehen. Was ich zeigen wollte, war: das Bild eines Menschen, der im Gefühl seiner Zugehörigkeit zum ewigen, unendlichen Leben des Weltganzen kühn und siegesfreudig die starren Schranken der Gewohnheit brechen konnte.

Wien.

Erwin Guido Kolbenheyer.

Die Kunst. Sammlung illustrirter Monographien. Herausgegeben von Richard Muther. Bisher erschienen: Band I: Lucas Cranach von Richard Muther. Band II: Die Lutherstadt Wittenberg von Cornelius Gurlitt. Band III: Burne-Jones von Malcom Bell. Band IV: Max Klinger von Franz Serwaes. Band V: Aubrey Beardsley von Rudolf Klein. Band VI: Venedig als Kunststätte von Albert Jacher. Band VII: Eduard Manet und sein Kreis von Julius Meier-Graefe. Band VIII: Die Renaissance der Antike von Richard Muther.

Das Programm ist einfach: das große Reich der Kunst soll durchwandert werden. Mit der Würdigung alter und neuer Meister soll die Schilderung klassischer Kunststätten, die Beschreibung von Museen, die Erörterung kulturgeschichtlicher und ästhetischer Fragen wechseln. Das Alles war ja schon da. Es giebt kaum ein Thema, das nicht mit Tinte begossen ist. Doch wird nicht das Älteste neu, wenn es neue Augen betrachten? Wird nicht, was langweilig schien, amüsant, wenn eine nicht langweilige Feder es schildert? Auf diese Erwägung bauen wir unseren Plan. Es giebt schon Sammelwerke, die vom Schweiß der Gelehrsamkeit triefen. Auch solche giebt es, die dem Publikum hübsche Bilder in der Bettelsuppe seichten Textes serviren. Wir wollen nicht leicht sein, auch nicht lehrhaft trocken. Dinge, die auf Wissen beruhen, wollen wir in lesbarer Form kredenzen. Erforscht, durchdacht, empfunden, geschrieben soll Alles sein, was die Sammlung bringt.

Breslau.

Richard Muther.



Siemens-Schuckert.

Im letzten Geschäftsbericht der Aktiengesellschaft Siemens & Halske, der gegen Ende Dezember das Licht der Welt erblickte, stand wörtlich: „Unserer Industrie sind auch in öffentlicher Erörterung mannichfache Rathschläge zu Theil geworden, und zwar in der Regel des Inhaltes, daß die gegenwärtige Depression

nur durch Fusion der größten Konkurrenten beseitigt werden könnte. Etwas mehr Selbstbewußtsein und Vertrauen ist Dem gegenüber jedenfalls in der Industrie vorhanden. Das schließt durchaus nicht aus, daß mit größerer Abklärung der Verhältnisse auch gangbare Wege zur Herbeiführung einheitlicherer Organisation der Industrie innerhalb gewisser Grenzen gefunden und beschritten werden können, wirksamer, als es bisher möglich war. Auch wir werden in gegebenen Fällen die Initiative zu solchen Schritten zu ergreifen bemüht bleiben, ohne daß allerdings der Gang solcher Bemühungen nach außen sehr hervortreten würde. Jedenfalls glauben wir nicht, daß gerade auf unserem noch lange nicht abgeschlossenen Gebiete die selbständige Kraft verschiedener großer industriellen Firmen entbehrt werden kann, wenn die Leistungsfähigkeit der deutschen elektrischen Industrie im Sinn der Herbeiführung technischer Fortschritte auch in Zukunft aufrecht erhalten werden soll." Diese Sätze richteten ihre Spitze gegen den Generaldirektor Rathenau, von dessen Fusionsplänen vor ihrer Verwirklichung wohl ein Wischen zu viel gesprochen worden war. Trotz dem mythischen Daldunkel aber, das über dieser programmatischen Erklärung lag, mußte selbst der schlichte Sterbliche doch merken, daß die Leiter des Hauses Siemens & Halske vorläufig wenigstens die Idee des Elektrizität-Trufts ablehnten. Deshalb fand auch das plötzlich auftauchende Gerücht, das eine enge Interessengemeinschaft zwischen Schuckert und Siemens ankündete, anfangs keinen Glauben. Es wurde zunächst mit größter Entschiedenheit für unbegründet erklärt, aber schon ein paar Tage nach dem Dementi als den Thatfachen entsprechend offiziell anerkannt.

Wie nach den berühmten Antworten des Kandidaten Jobbes, entstand ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Die letzte Bilanz hat das alte Ansehen der Firma Siemens beträglich geschmälert; man sieht in ihr nicht mehr die unnahbare Königin, als die sie so lange bewundert wurde. Immerhin gehört sie noch zur höchsten Aristokratie; der Geist Berners von Siemens abelt ihr Thun und die auch äußerlich strenge Wahrung gewisser Familientraditionen zwang den Häufen der kleinen Kapitalisten zur Ehrfurcht: hier herrschte nicht, wie in anderen Geschäften, die Willkür von Arrethi und Plethi. Und dieses fürstliche Haus sollte sich nun in intime Gemeinschaft mit den Nürnbergern einlassen, die mit knapper Noth vor der Schmach öffentlicher Anklage bewahrt geblieben waren? Schuckert hat heute nicht mehr den besten Ruf. Das ist unbestreitbar. Doch das Schicksal des Nürnberger Hauses lehrt deutlich, wie schnell des Volkes Gunst und Liebe sich zu wandeln vermag. Wie laut pries Süddeutschland einst das Unternehmen, das heute mit dem Fluch der Volksgenossen beinahe mehr noch als mit Obligationen belastet ist! In Haß und Liebe ist die Menge leicht zu ungerechtem Urtheil gestimmt; und so hat sie auch ganz vergessen, wie ähnlich am Anfang das Lebensschicksal der beiden Werke war, die sich jetzt zu gemeinsamem Handeln verbünden. Der einfache Mechaniker Halske bot dem genialen Genieoffizier Siemens die Möglichkeit, seine Pläne auszuführen; und auch in Nürnberg schuf ein Mann der Arbeit, Siegmund Schuckert, die Grundlagen, auf denen die Weltfabrik entstehen konnte. Auch sein Geist lebt in Nürnberg noch fort: in dem Theil des weitverzweigten Unternehmens, der unbestritten noch heute als gesund und kräftig gilt. Dieser noch unersthüttete Theil der von Schuckert selbst gebauten Grundmauer ist anders zu beurtheilen als der Anbau, den sein Sozjus und Nach-

folger Wacker hinzugefügt hat, die Fabrikation anders als das Finanzunternehmen. Noch immer wird Schuderts Fabrikation, namentlich in ihren Spezialitäten, von den Sachverständigen höher als jede andere geschätzt. Das hat auch das klare Auge des Geheimrathes Rathenau erkannt. Wie ich hier schon einmal sagte, war bei den langwierigen Verhandlungen zwischen der A. E. G. und Schudert die Absicht der Rathenaus, die nürnbergische Fabrikation von dem Finanzklingel zu trennen. Die Klippe, an der schließlich der Plan, einen Pool zu machen oder Schuderts Fabriken zu pachten, scheiterte, wird verschiedentlich geschildert. Manche sagen, die Persönlichkeit Wackers und besonders seine Bilanzpraktiken hätten Herrn Dr. Walther Rathenau, der die Verhandlungen führte, nicht gepaßt. Andere behaupten, Herr Fürstenberg, Rathenaus Kollege in der Handels-Gesellschaft, habe keine Lust gehabt, mit den Leitern der Hamburger Kommerzbank im Finanzkonsortium zusammenzufügen. Eine dritte Gruppe meint, Rathenau Vater und Sohn hätten gefunden, Schuderts Bilanz sei auch nach den Abschreibungen noch allzu ungesund und es werde auf die Dauer kaum möglich sein, die kranken Theile des Unternehmens von den intakten zu trennen; so könne, wenn man einmal A gesagt habe, die Nothwendigkeit eintreten, auch B zu sagen, — was in diesem Fall für die A. E. G. nicht nützlich wäre.

Siemens & Halske ließen sich von solchen Bedenken nicht zurückhalten. Sie sind den Spuren Rathenaus gefolgt: auch sie wollen die nürnbergische Fabrikation von dem Beteiligungs-Geschäft trennen. Aber sie wählten eine andere Form; sie gründeten eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung und statten sie mit 90 Millionen Mark aus. In dieser Gesellschaft werden Schuderts Fabriken mit einem Theil der von Siemens gegründeten und geleiteten vereint. Der Sinn der neuen Transaktion ist eine weitere Kartellirung der elektrischen Starkstrom-Industrie. Die Spezialitätenfabrikation und die Dynamo-Fertstellung der Nürnberger werden mit den Starkstrom-Abtheilungen und mit der Kabelfabrik des Hauses Siemens verbunden und aus der rationellen gemeinsamen Verwaltung wird der Nutzen erwartet. Alles, was zur Schwachstromindustrie gehört, natürlich auch die Telephonfabrik, bleibt Sonderbesitz der berliner Firma. Das Schwergewicht der Fabrikation soll, wie man erzählt, nach Nürnberg verlegt werden, die Straßenbahn-Bauabtheilung aber nach Berlin übersiedeln.

Die neue Fusion ist als ein Vortheil für die gesamte elektrotechnische Industrie zu begreifen und Niemand wird sich mehr darüber gekrennt haben als der Generaldirektor Rathenau. Endlich giebt es nun eine zweite große Gruppe, mit der die Gruppe A. E. G. - Union ein Kartellverhältniß anstreben kann; und gelingt diese Kartellirung, dann ist auf dem — noch weiten — Wege zum deutschen Elektrizitäts-Truist ein neuer, wichtiger Schritt gethan. Eine andere Frage aber ist, welchen Nutzen den beiden zunächst beteiligten Werken das Bündniß bringen wird. Die Börse hat wieder bewiesen, daß sie die feine Spürnase noch nicht verloren hat. Als die Fusion bekannt wurde, stiegen am nächsten Tage Schudert Aktien um fast 10, Siemens-Aktien mit knapper Noth um 1 Prozent. Das darin ausgesprochene Urtheil scheint mir zutreffend. Für Schudert ist der Abschluß des Bündnisvertrages ein ganz unerwarteter Glücksfall; die Gefahr, daß die Krankheit der Finanzabtheilung schließlich auch die gesunde Fabrikation schädigen könnte, war nicht mehr zu verbergen, seit hinter den nürnbergischen Coulissen Herr Wacker wieder

die Drähte lenkte. Für Siemens & Halske dagegen ist die Verschmelzung nicht ungefährlich; die Zeit wird lehren, ob Rathenau nicht am Ende doch Recht hatte, den Bund mit einem Geschäft zu scheuen, unter dessen Desjendenz die Schwein-jucht haust. Freilich blieb der Siemens-Gesellschaft, wenn sie überhaupt Bündniß-pläne hatte, kein anderer Partner übrig. Eine Fusion mit der A. E. G. war ausgefallen, weil die Geschäfte beider Häuser zu ähnlich, zum Theil, wie in der Kabel-fabrikation, ganz gleichartig sind. Nur Schuchert bot die wünschenswerthe Ergänzung.

Schlimm ist jetzt die Lage für die kleineren Fabriken geworden, die keiner der beiden Gruppen angehören; sie werden zu schweren Entschlüssen gedrängt. Der Einzelkampf bietet, seit die großen Gruppen zur Massentaktik übergegangen sind, keine lohnende Aussicht mehr. Die Kleinen können bei den Großen Unterschlupf suchen oder sich selbst zu einer dritten Gruppe vereinen. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Schon wird denn auch an der Börse gemunkelt, Lahmeyer wolle zum Helios sprechen: Soyons amis! Plutus.



Theaternotizen.

Nikolaj Maximowitsch Peschkow, der sich Maxim Gorkij, den bitteren Max, nennt, hat das süße Wohlgefühl, mit seinem Wort ins Weite zu wirken, früh kennen gelernt. Er ist in die Mode gekommen; und wenn vor dem Beifall heulenden, Verständniß heuschelnden Troß der Bewunderer manchmal ihn auch noch der Ekel übermannt: in hellen Stunden fühlt er das Behagen des Siegers und sein Dichten, das die Gallensäuren einst dunkelgelb färbten, strömt frei jetzt ins Sonnenland, wo frohe Hoffnungen reifen. Keine Utopia sieht er, nicht das Tausendjährige Reich milder Brüderlichkeit, das Tolstois ein Bischof kosette Inbrunst träumt. Der Brodjag, der Stromer, der auf der Walze Jahre lang durch den russischen Süden zog und in der Heimath Gogols und Schewtschenkos den Kleinrussen ähnlich wurde, der Proletarier, der als Schuster und Holzknecht, als Bäckerlehrling und Schiffstoch, als Bahnmäxter und Aktenschreiber sein Leben fristete, kennt die Menschen, die Massen und ihre Psyche zu gut, als daß er so leicht sich in einen Chilasienwahn verirren könnte wie ein müder, von Sutasjens Predigt aus weltmännischer Genussucht zu Heilands-glauben und Heilandshochmuth erwedter Graf. Nie wird der Wolf fromm neben dem Lämmlein grasen, nie der Kampf ums Dasein, das grausame Gesetz der Auslese die Menschheit in heiliger Ruhe lassen. Das weiß Gorkij; doch dem vom Erfolg Bekrönten schmeckt das Leben nicht mehr so bitter wie dem Landstreicher einst. Viel ist ja nicht, was ein Dichter heute noch wirken kann. Nur keine Illusionen! Unter Hundert, die ihm zulauchzen, treibt Neunzig der Sklaveninstinkt, der sie vor jeder Macht, jedem Erfolg auf die Knie drückt; und die Anderen wollen amüsirt sein. Opfer will Keiner bringen, Keiner der Lehre das

Leben anpassen. Mit dieser Erkenntniß muß man sich abfinden; auch der Poet, dem, wenn er sich bescheidet, noch immer manche Wirkensmöglichkeit bleibt. Ehrfurcht mag er die Menschen lehren, Ehrfurcht vor dem Menschlichen im elendesten Adamssohn; Selbstachtung und Respekt vor dem fremden Wesen des Nächsten. Den rechten Weg soll er weisen, den einen Weg, der nur den Einen durchs Dickicht ans Ziel führt. Mitleidig soll er sein und doch mit dem Untüchtigen nicht stets über die Stärke des Tüchtigen flennen. Nicht eine Moral predigen, die nicht Jedem taugt, sondern in Jedem die natürliche Lebenskraft sammeln und, als guter Gärtner, die Wurzeln dorrender Pflänzchen mit Wärme und Wasser versorgen. Und die Hauptsache: der Rundschaft bunte Geschichten erzählen; dann horchen die Reuchenden auf, die entschlummerte Phantasie wird befruchtet und erwachende Lebenslust scheucht den Trübsinn, des Elends impotenten Gevatter, in alle Winde. Solcher Dichter schreitet durch Gorkijs neues Drama „Nachtsyl“. Luka heißt er, nach dem Künstler-Evangelisten, der ein Arzt war, ein Fabulirer und Maler. Der russische Luka giebt sich nicht als heiligen Mann, der gesandt ward, die Menschen zu bekehren. Ein Wespilger, den das Schicksal in sechzig harten Jahren weich geklopft hat. Ohne irgendwo lange zu rasten, zieht er umher, ohne Paß, ohne die Sehnsucht, im Siechenheim der Korrekten die alten Glieder zu pflegen. Unter den Leuten späht er nach Menschen und wandert, wie ein Junger, Wochen lang, um zu sehen, wie nach schweren Wehen auf der schwarzen Fruchterde hangen Seelen sich neuer Glaube entbindet. Still kommt er und geht still; und ist doch nicht traurig, hat am unsauberen Totenbett sogar noch fröhlich stärkenden Trost. In der Gaunerspelunke findet er böses Gefindel. Ein sentimentales Frauenzimmer, das geiler Armuth den jungen Leib für ein paar Kopfen verkauft, die Seele mit Romanphrasen füttert und in ewigem Haber mit dem Parasiten der Prostitution lebt, einem Baron, der als ausgestoßener Verbrecher und Zuhälter die standesgemäße Blasirtheit noch nicht verlernt hat; willenlos, bewußtlos ist er in den Abgrund getaumelt. Einen stämmigen Lämmel, der Diebsgelegenheit ausbaldowert und mit Hengstgewieher die Weiber anlockt. Eine zerprügelte Schlossersfrau, deren Husten die Höhlenbewohner nicht schlafen läßt und deren letzten Seufzer der Streit trunkener Spieler überbrüllt. Einen versoffenen Nimen, den Alkohol und Histrioneneitelkeit in Delirien jagen. Ein ganzes Bündel faulender Winkelmenschenheit. Das host im Asyl; flucht und singt, schlägt und verträgt sich und ist zufrieden, wenn ein Schlud Brantwein, ein Brettspiel für kurze Stunden über den Jammer weghilft. Luka hat für Jeden und Jede, auch für die Schmutzigsten, ein gutes Wort. Keine erbauliche Predigt die würden sie auslachen. Auch keine unbarmherzige Wahrheit; morsche Herzen ertragen sie nicht und der Kahlkopf hat längst gelernt, daß man nicht alle Wunden mit Wahrheit heilt. Mehr als dem Messer vertraut er der suggestiven

Macht menschenfreundlichen Zuspruches. Alle Asylbewohner behandelt er wie ehrliche, unbescholtene Leute; „ein Floh ist so schwarz wie der andere und alle hopen.“ Das ist der gehesteten, herumgestoßenen, verachteten Sippenschaft neu. Das kräftigt ihr Selbstbewußtsein. Keiner hört aus dem Munde des Alten ein kränkendes Wort. Die arme Hure lebt in der Plunderwelt ihrer Hintertreppenromane? Laßt sie, Kinder; was bleibt ihr, wenn wir sie aus dem Traumgefinniss reißen? Das zerprügelte, halb verhungerte Weiblein fürchtet sich vor dem Tod. Warum denn, mein Herzchen? Erst in der Truhe findest Du Ruhe; keine Qual mehr; des Herrn weiche Hand führt Dich sänftiglich ins Paradies der Vergnaden. Du Säufer: im Trinkerschlaf findest Du Heilung. Du Spitzhube: in Sibirien braucht man rüstige Männer; da kennt Dich Keiner und Du kannst, ohne zu stehlen, auf gutem Boden was vor Dich bringen. Und Ihr Alle: führt Euch als Menschen, achtet in Euch selbst und in dem Nächsten, im Kind schon, den Menschen und versagt dem Tüchtigsten nie den ehrenden Gruß. Bequeme Weisheit, mit der selbst ein Vagabund sich einzurichten vermag. Jedes irgendwo glimmende Kraftfünkchen wird angefaßt und im Aschenhaufen noch die Lebensläge sorgsam bewahrt. Aus Strolchen werden nicht Heilige; als Luka mit Stab und Theekännchen aber weiter wandert, ist in dem Gefindel ein Willensrest erwacht und ein Lichtschein erhellt die Spelunke: die Erinnerung an einen Gütigen, der nicht Prediger noch Richter sein wollte, nach Schuld und Unschuld nicht fragte, Menschen menschlich sah und, wenns für seine Patienten gerade nützlich schien, nach Poetenart das Blaue vom Himmel flunkerte. Slavische Weisheit; an Nekrassows Wort mag man denken: „Laß Deine Güte, Herr, leuchten vor allem Volke.“ Slavisch ist die Weltanschauung, slavisch die Technik des Gedichtes. Wer radotirt denn, erst das schlesische Webermeisterstück habe die Russen auf die Spur des neuen Dramas gebracht? Was unsere Literatensprache Naturalismus und Nilienwirkung nennt, war in Rußland schon vierzig Jahre vorher erfunden worden. Der bittere Max hat in der Stromerzeit Manches gelesen und später sogar von Riessches Paradiesäpfeln genascht; seine Technik aber brauchte er nicht draußen zu suchen. So haben Gribojedow, Gogol, Ostrowskij, Tolstoi ihre Dramen gezimmert, — Dramen für ein Menschengewimmel, an das sich nicht täglich tausend Sensationen drängen, das Zeit hat und nach der Langeweile des Alltages gern aufhört, wenn ihm umständlich erzählt wird, wies in den Gannerhöhlen zugeht. Da weiß Gorkij Bescheid; einen besseren Führer wird man nicht finden. In nie betretene Tiefen führt er freilich nicht und der Anblick seiner Menschheit packt uns nicht mit unbekannten Schauern; den Play, auf den ihn der Marktlärm der Mode weist, könnte nur stärkeres Vollbringen der Mannesjahre ihm sichern. Aber er ist ein ganz ungewöhnlich reiches Fabulirtalent und ein Psaligraph, der die Fälle der Gesichte mit gütigem Auge und flinkem Finger zu gestalten versteht. Schade, daß er so viel gelesen hat und, wie die meisten Auto-

didakten, der Versuchung nicht widerstehen kann, die zerlumpten Kleider seiner Leute mit Aphorismen zu flicken. Auch Tolstois Mufiks sind auf ihre besondere Weise Philosophen, aber sie sagen nur, was sie sagen, im Halbbunkel ihrer engen Gedankenbahn selbst erfunden haben können. Gorkijs Strolche stolzieren allzu oft in erborgter, zusammengelesener Pracht und feilen mit ruhigen Händen zielliche Epigramme. Den Dichtern des Zarenreiches ist die Europäisierung nie gut bekommen. Doch dieser proletarische Poet ist noch nicht vierzig Jahre alt; er liebt sein Volk und hat für Rußlands Jugend muthig die Stimme erhoben. Das war wie ein Wunder: steigt aus der Schnewüste eine Lerche singend zum Nachthimmel auf? Wird solcher Sänger überschätzt, dann soll man nicht scheitern; nur leise daran erinnern, daß der Tapferkeit, nicht der Kunst hier der Lorber lohnt. Tapferer Güte, die in ihren besten Stunden diesseits von Gut und Böse bleibt und auch in den schwächeren nie sich vermischt, kümmerlich vagabundirenden Seelen einen von Staat, Kirche, Gesellschaftsliste gestempelten Paß abzufordern. Gorkijs Luka hat nichts von Tolstois Klim: Der hätte die Verkommenen mit strengem Wort zu Buße und Reinigung getrieben; nichts auch von dem fromm lächelnden Fatalismus Karatajew, des ohne Wunsch lebenden, ohne Klage laut sterbenden Menschenthieres, das Tolstoi (in „Krieg und Frieden“) den Kulturbestien als leuchtendes Muster zeigt. Eher könnte man an Ibsens Doktor Relling und Anzengrubers Steinklopfer denken, — wenn der ruppige Konservator der Lebensläge und der frohe Spinozist der Landstraße nicht im Westen unserer Bewußtseinswelt geboren wären. Luka ist ein Russe. Einer, der die große Europäerglocke läuten hörte und, wie ein Britenschüler, von Evolution und Selektion spricht: unter der Lärche dennoch ein Russe; weich, ohne feste Willensrichtung, mitleidig, amoralisch, von heß aufflackerndem, doch rasch auch wieder verlöschendem Gefühl, dem nur Fanatismen zu längerem Leben helfen. Und Luka ist ohne Fanatismus. Er will die Menschen nicht bessern, nicht gen Nazareth noch gar gen Golgatha sie schleppen. Nur trösten möchte er sie, die Sinkenden halten, den Entkräfteten einen Stab schenken, an dem sie sich ein Weilchen wenigstens noch vorwärts tasten können. Das vermag er, trotzdem er, als Pilger, nur zu kurzer Rast bei ihnen einkehrt; denn er hat aus behaglicher Daseinslust den Glauben an die tief in jeder Menschenseele wurzelnde Güte in sein neues Leben hinübergerettet und handelt nun nach dem Homoeopathengrundsatz: *Similia similibus curantur*. Sagt den Menschen nur, daß sie gut sind, sagt ihnen täglich, selbst den ganz schlecht, ganz entmenscht scheinenden: und in ihnen wird der Wunsch wachsen, solchen Vorurtheils würdig zu werden. Tiefe in der Gerontenpoesie unserer Tage ungewohnte Glaubenswärme gewann den Sieg. Hinter dem dünnen Gedicht regt, in lebendigem Hoffen, sich die Jugend einer Volkheit, die auf ihre besondere Weise, mit Asiatenzähigkeit und Euro-

püerwaffen, sich zum Kampf um die neue Sittlichkeit rüflet. Und als Führer, als Sprecher dieser tapfer, ohne Predigerwuth und Zelotenmythik menschengläubigen Jugend ward der einst so bittere, nun so milde Razim Gorkij gekrönt.

* * *

Ein Held war Oskar Wilde nicht. Auch kein Philanthrop, kein Lehrer und Tröster, der dumpf dahinbrütende Massen zu reicherer Empfindungsfähigkeit erziehen wollte. Aber auch nicht nur der gedige Pyrotechniker, den William Archer in ihm sah. Die blendenden Witzspiele, die ihm den mondänen Ruhm schufen, konnten einer kalten Dialektik gelingen, die ihr Publikum und sich selbst zum Besten hat und das Frechste wagt, um zu verblüffen, *pour épater le bourgeois*. Doch pyrotechnische Fertigkeit vermochte Salome nicht vor unseren Blick zu zaubern. Ein Spiel dünkt uns das kleine Drama — der Brite hat es 1893 französisch geschrieben; Frau Hedwig Rachmann hat es aus dem Englischen für den Insel-Verlag gut übersetzt — und mit spielender Genialität scheint es, wie Beardsleys Illustrationen, in flüchtiger Laune hingeworfen. Ein graufiger Wig: die Riesengestalt Johannes, des Täufers, tritt der nackte Fuß eines lästernen Mädchens. Byrons prächtigste Maskenfeste verblaffen; so ehrefurchtlos war selbst Lord Euphorion nicht, als er seinen Raim von Eden-Park kostumirte. Und der freche Dichter des Atta Troll ließ doch wenigstens die überreife Herodias selbst in Liebe zu Johannem entbrennen: „des Herodes schönes Weib, die des Täufers Haupt begehrt hat. Anders wär' ja unerklärlich das Gelästen jener Dame; wird ein Weib das Haupt begehren eines Mannes, den sie nicht liebt?“ Das war Wilde noch nicht genug. Nicht Herodias: Salome selbst muß den Täufer begehren, vernichten. Aber hier ist mehr als ein flüchtig auffunkelnder Wig. Judaea in Rokokokleidung. Vor einem Weltuntergang, den das Morgenroth eines neuen Weltglaubens verklärt. Ein wolüstiger, verweichlichter, feiger, abergläubiger Tetrach. Eine verblühende Bühlerin, die durch Schuld und Schmach auf den Thron geklettert ist und nun fühlt, daß ihre überreifen Reize den Mann nicht mehr fesseln. Ein pervertes Kind, die echte Tochter der verruchten Mutter Herodias. Ein eleganter Römer, der die neuesten Anekdoten erzählt und sich nicht vorstellen kann, außer dem Caesar Augustus könne noch ein Anderer sich den Erlöser der Welt nennen. Die Gruppen der Juden, Nazarener, Soldaten und Sklaven; hinter jedem Satz, mag die Form auch den Jugendgedichten Verberghes und Maeterlinds entlehnt sein, ein Profil, das man nie vorher sah und das sich für immer nun dem Gedächtniß einprägt. Und in der Cisterne Jehochanan, der gefangene Täufer. Aus seiner Gruft taucht er auf und spricht all die starken, gräßlichen Bibelworte, die den Kinderjann schrecken; und Salome hört nicht: sieht nur das blasse Fleisch, den rothen Mund, die schwarzen, zottigen Haare und möchte den Mund küssen, in den wirren Strähnen wühlen, den bleichen Leib streicheln. Alle begehren sie und sie begehrt

nur den Einen, von Allen den Höflichsten. Und da er die fluchenden Lippen weigert, muß er sterben. Sie tanzt vor Herodes, der ihr jeden Preis versprach und, als der Schleiertanz ihm die Sinne erregt hat, sein Wort halten muß. *Je veux qu'on m'apporte présentement dans un bassin d'argent la tête d'Iokanaan.* Schlotternd läßt, nach langem Sträuben, der Tetrarch sich den Tod kündenden Ring vom Finger winden. Schlotternd schleicht der Henker, ein schwarzer Riese, hinab und beim ersten Streich entfällt ihm das blanke Schwert, als wage es sich nicht an eines Heiligen geweihtes Haupt. Dann aber reckt sich der Negerarm aus der Kiste und auf dem silbernen Schild, das er hält, liegt der Kopf des Täufers. Jetzt kann ihn Salome küssen, in irrer Brunst die Zähne in seine kalten Korallenlippen bohren. Mama ist zufrieden; dieser gräuliche Prophet, der sie Ehebrecherin und Dirne schalt, war ihr längst schon zur Last. Herodes aber zittert vor der Rache des Himmels, der den düsteren Mahner gesandt hat; und zugleich nagt an ihm die Wuth: das blutige Haupt küßt sie, die ihn nicht umarmen wollte, — für all seine Schätze nicht. Auf sein Geheiß wird die Prinzessin Salome von den Schilben der Leibwache zermalmt.

„Durch seine Bajazzo-Verwummung erlangte Wilde in der ganzen angelsächsischen Welt den Ruhm, den ihm seine Gedichte und Dramen nie erworben hätten. Mich mit diesen zu beschäftigen, habe ich keinen Grund, denn sie sind schwächliche Nachahmungen Rossettis und Swinburnes und von einer trostlosen Nichtigkeit.“ Also spricht Herr Max Nordau, der Freund und Bewunderer des braven Mannes, der, nach Wilde, dem Berliner Thiergarten seinen Theaterjohannes gab. Doch diese zornige Stimme schächtert heute keinen Erwachsenen mehr ein. Wildes kleines Gedicht ist ein fast fleckloses Meisterwerk des Impressionismus. Das Feuerwerk fehlt nicht; doch nicht Aestheten nur freuen sich an solchen Leuchtflugeln. Allerliebste Worte, die, kurzen Blitzen gleich, die Hintergründe aufhellen. Vor dem Festsaal plaudern zwei Soldaten. „Das heult da drin ja wie wilde Thiere.“ „Die Juden. So machen sie's immer. Streiten über ihre Religion.“ „Warum streiten sie denn darüber?“ „Weiß nicht. Sie thuns immer. Die Pharisäer, zum Beispiel, behaupten, es gebe Engel, die Sabbuzäer, es gebe keine.“ „Lächerlich, aber so was zu streiten. Und dabei glauben sie an einen Gott, den man nicht sehen kann, glauben überhaupt nur an unsichtbare Dinge.“ „Höchst lächerlich“, sagt ein Kappadokier; der selbe, den der Gedanke, einen König zu töten, erblassen läßt. Der kultivirtere Krieger lächelt: „Warum denn? Auch Könige haben, wie andere Menschen, nur einen Hals.“ Herodes hört von dem Galiläer, der Tote erweckt. „Das paßt mir nicht. Das verbiete ich ihm. Ich erlaube nicht, daß man in meinem Lande Tote erweckt. Er mag Wasser in Wein verwandeln, Blinde und Aussätzige heilen: meinethwegen; dagegen habe ich nichts. Wer Aussätzige heilt, thut ein gutes Werk. Aber ich dulde nicht, daß er Tote

erweckt. Sagt ihm!“ Eine Rakete beleuchtet ein Lächeln der urbs. Ein gefangener, ins Heer des Tetrarchen gesteckter Königssohn hat sich getödtet, weil er vor Salomes Auge nicht Gnade fand. „Merkwürdig“, sagt Herodes; „ich dachte, nur römische Philosophen töten sich selbst. Nicht wahr, Tigellin, bei Euch töten die Philosophen sich?“ „Manche, Tetrarch. Die Stoiker. Sehr ordinäre Leute. Sehr lächerliche Leute. Sie werden bei uns auch ausgelacht. Der Kaiser hat gegen sie eine Satire geschrieben, deren Verse auf allen Lippen sind.“ Rom lacht über die querköpfigen Schüler des Panaetios und Poseidonios. Die Soldner des Tetrarchen bewigeln das Volk des Buches, seinen Glauben an einen unsichtbaren Gott, seinen Hader um die Ankunft des Messias und um die Existenz geflügelter Himmelsboten. Herodes verbietet dem Thaumaturgen aus Galilaea, Tote zu wecken. Herodias ärgert mit boshafter Rede das wunde Gewissen des *tétrarque parvenu* und ihr Töchterchen hohlt mit dem bleichen Gebein des Täufers. Sensibles, im Taumel wüster Brunst von tausend Aengsten geschrecktes Volk, das im üppigsten Luxus darbt, in schwüler Treibhandluft fröstelt. Und leise hebt unter ihrem unsicheren Fuß die frisch befruchtete Erde. Kulturen welken, Kulturen keimen; und die Männchen schwachten und drohen, töten sich selbst und morden den Nächsten, weil ein weißes Prinzgesehn ihnen nicht aufs Lotterbett folgt.

So hatte Keiner noch die Herodierzeit gesehen. Eine frohe, doch eine zwingende, unvergeßliche Vision. Und dieses Dichters Leben, dem die Hochsommerfrucht noch nicht gereift war, hat England im Kerker gebrochen. Ins Zuchthaus mit dem Kinaeden! Wie seine Salome, hat Oskar Wilde die Sexualverirrung mit dem Tode gebüßt. Und der letzte Dandy war kein Held gewesen, kein Philanthrop, kein Massenenergizer... Der erste Proletarier der Weltliteratur mag auf der schwarzen Erde sich des Lebens freuen. Majestät Cant ist dem Künstlervolk ein noch viel härterer Herr als der Weiße Zar.

* * *

In den preussischen Theaterbereich braucht diese Majestät sich noch nicht herabzulassen. Die löbliche Censur spart ihr die Arbeit. Kinder, spricht sie, seid Ihr; und Kindern mißt die fürsorgende Wärterin die Nahrung und das Vergnügen mit weiser Vorsicht zu. Salome? Nichts für Kinder. Die Gestalt des Täufers gehört zu den heiligsten Göttern, mit denen ein pervernes Jüngferchen nicht spielen darf. Das fehlte noch. Im hamburger Deutschen Schauspielhaus, im stuttgarter Hoftheater sogar wird diese Abscheulichkeit der Menge gezeigt? Republikanische und süddeutsche Zuchtlosigkeit. Bei uns herrscht Gottesfurcht und fromme Sitte. Bei uns wird solcher Unfug nicht erlaubt. „Wir müssen eine gewisse Garantie haben, daß in ernsten Theatern nur Werke aufgeführt werden, in die wir unsere Frauen und Töchter hinein- führen können, ohne selbst zu erröthen.“ Im Namen der königlichen

Staatsregierung, deren höchster Repräsentant Graf Bernhard von Bülow ist, verkündets der Freiherr von Hammerstein, der Alverwalter. Und als er gefragt wird, warum er Heyßes Maria von Magdala verboten habe, antwortet er: „Absolut unzulässig“; denn der freiwillige Opfertod des Heilands wird in diesem schlimmen Drama „in Verbindung gebracht und beinahe abhängig gemacht von dem Entschluß einer Bühlerin darüber, ob sie einen römischen Hauptmann zu sich nehmen will oder nicht.“ Ueber diese Auffassung ist nichts zu sagen; wenn Herr von Hammerstein anders spräche, könnte er in Preußen nicht Minister des Inneren sein. Und man kann, „ohne selbst zu erröthen“, erwachsene Menschen nicht zum Sturmangriff gegen solchen Standpunkt rufen. Heyßes magna peccatrix wurde am einundzwanzigsten Dezember 1901 hier betrachtet. Und der Betrachter schrieb: „Den Erlöser schauen wir nicht. Denn dem größten Stoff sozialpsychischer Menschheitsgeschichte ist die Bühne gesperrt. Jesus von Nazareth darf im katholischen Frankreich, doch nicht im protestantischen Deutschland auf das Schaugerüst treten, nicht einmal, wenn er, wie ein Höllenheliand, von frommem Glauben verherrlicht wird. Die ganze — ach! nicht unverschuldete — Geringschätzung mobischen TheatergeschäftsweSENS spricht aus diesem Verbot. Mit kluger Kunst hat der Dichter die schreckende Klippe umschifft. Nur den Widerhall des Heilandswortes hören wir und sehen die Spiegelung seiner wirkenden Lichtgestalt im Sinn zweier von Leidenschaft heftig bewegten Erdenkinder: Marias von Magdala und des Karioten Judas Ischarioth.“ Der kluge Dichter war, wie sich jetzt zeigt, noch immer nicht klug genug. Incidit in Scyllam cupiens vitare Charybdim. „Aulus Flavius, ein Nefse des Landpflegers Pontius Pilatus, wirbt längst um der Magdalerin Gunst, die ihn die Entbehrung römischer Wonnen wohl vergessen ließe. Jetzt darf er, endlich, hoffen, dem Ziel seines Sehns nach zu nahen. Ihm öffnet sich jedes Kerkers Thür und leicht kann er die Bande lösen, die des Galiläers Leib fesseln. Doch der Weltstädter ist kein Heiliger; der lustige Lebemann würde sich lächerlich dünken, wenn er für sein Retterwerk nicht Belohnung heischte. Ein Dämmerstündchen an Mariens Brust: und in der Morgenstraße ist ihr Jesus frei, dem der Hohe Priester schon das Kreuz rüsten läßt. Sie vermag es nicht. So manche Nacht schob sie am Thor den Riegel zurück, damit ein heißer Wuhle im Dunkel hineinschlüpfe, und so entehrt ist ihr Körper von gierigen Küssen, daß keine Hingabe an neues Begehren ihn mehr schänden könnte. Aus nächtiger Finsterniß aber warnt jetzt eine Stimme, dräut die Stimme Eines, der das Opfer des wiedergeborenen Leibes verschmäht. Aulus Flavius geht ungetröstet heim. Und der Erlöser verröthelt am Kreuz.“ So wurde der Vorgang hier damals erzählt. Maria versagt sich also dem Römer, weil die Stimme des angebeteten Galiläers vor solcher Hingabe warnt. Die preußi-

sche Excellenz aber findet das fromme Gedicht „absolut unzulässig“; denn der freiwillige Opfertod des Heilands, „die Grundlage des christlichen Glaubens, wird in Verbindung gebracht und beinahe abhängig gemacht von dem Entschluß einer Vuhlerin darüber, ob sie einen römischen Hauptmann zu sich nehmen will oder nicht.“ 1903. Die Wissenschaften, die Künste blühen. Vor dem gnädig blickenden Auge des Kaiserpaares bläst der Panbabylonier Deligisch die Grundmauern des Offenbarungsglaubens um. Die Religion wird „weitergebildet“. Und es ist eine Lust, in Preußen zu leben.

* * *

Drittes Verbot: „Das Thal des Lebens, historischer Schwank in vier Aufzügen von Max Dreyer.“ Ein Markgraf, in dem des Mannes zu wenig ist, und eine Markgräfin, die wie ein brünstiges Käpchen durch die Säle murrte. Kein stammer Vater in Sicht. Langweilige Schranzen, ein impotent winselnder Hofpoet, fleißbeinige Schloßgardisten. Brown-Séguard lebt noch nicht und die Elixiere des markgräflichen Leibmedikus sind nicht stark genug, um die entschlafene Zeugerkraft Seiner Hoheit aufzurütteln. Schlechte Stimmung am Hof. Schlechte Stimmung im Lande, das an Preußen fällt, wenn der Mannesstamm der Dynastie ohne Frucht bleibt. Nur im Ammendorf läßt man sich die frohe Laune nicht trüben. Kreuzbrave Menschen wohnen da; Burschen und Mädel, die auch ohne Ring am Finger einander die Treue halten; märchenhaft brave Menschen, deren illegitime Paarung nicht einmal dem Pfarrer ein Aergerniß ist. Geht nicht anders; die Mädchen müssen als Ammen ja erst das zum Hausstand nöthige Geld verdienen. Müdiemeil aber Serenissimus die kaum noch leuchenden Gluthen Serenissimae nicht zu kühlen vermag, sollen auch die getreuen Unterthanen die glerigen Hunde an die Kette legen. Keine Unzucht hinfort mehr, bei Todesstrafe keine auferregliche Geburt! Im Ammendorf wird der Kommissar, der dieses Gebot des Markgrafen verkündet, ausgelacht. Der kockste und kräftigste Bursche hebt gegen ihn, der die ehrsame Ammenzunft beleidigt, die Hand. Darf nicht gebuldet werden. Der freche Patron wird unter die Schloßgardisten gesteckt. Der Ruf seiner männlichen Leistung dringt ins Ohr der unbefriedigten Landesmama, deren Eheherrn ein Jagdausflug fern hält. Vor ihren Gemächern steht der frische, im Frauendienst bewährte Bengel auf Posten. Sie holt ihn herein, giebt ihm zu essen, zu trinken, krant ihm den Kopf, reibt sich an seinen drallen Gliedern, ernennt ihn zum Hofuhrmacher und weist ihm als Wohnung einen einsamen Pavillon an, dessen Thür nur ihr Schlüssel öffnet und schließt. Nach der ersten Nacht desertirt der gute Junge, der seiner Lise nicht ein zweites Mal untreu werden möchte. Der Markgraf aber hat nach neun Monaten den lange ersehnten Sohn und findet im Thal des Lebens, trotz der strengen Strafandrohung, eine ganze

Ammencompagnie zu gefälliger Auswahl. Allgemeine Seligkeit. Der Hans kriegt die Lise, die Lise den Hans; und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute... Das Stück ist leider sehr schlecht, viel schlechter noch als das „Ewig-Männliche“ des Herrn Sudermann, das einen ähnlichen Stoff behandelt. Kindisch wie die Weihnachtsmärchen, die in der Adventzeit manchmal auf kleine Bühnen kommen; und ungraziös zotig wie ein Kneipengespräch im dunkelsten Deutschland. Und man müßte fragen, wie der ernsthafte, saubere und mit sicherem Theaterinstinkt begabte Herr Dreyer sich zu so rüden Knotenspäßen erniedern, wie die zur Kostprobe ins Deutsche Theater geladene „Elite von Berlin“, die sich so modern dünkelt, solchem frostigen Sexualaustausch Beifall klatschen konnte, — wenn das Censurverbot nicht wäre. Ein verbotenes Stück, denkt das Publikum, muß verborgene Qualitäten haben und wir könnten uns, wenn wir's auszischten, ausgeähten, vor der Nachwelt von übermorgen blamieren. Und warum das Verbot? Herr von Hammerstein hat es im preussischen Landtag „begründet“. Der Schwank, sprach er, erinnert daran, „daß vor etwa hundert Jahren in einem Zweig unseres brandenburgischen Königshauses künstlich versucht worden ist, eine Nachfolge auf ungesetzlichem, unlauterem, unsittlichem Wege zu erzielen. Das soll und darf nicht in das Volk hineingebracht werden. Das ist meines Erachtens in einem monarchischen Staat ganz selbstverständlich“. Erstens läßt nun Herr Dreyer diesen fürchterlichen Versuch gar nicht machen; der Markgraf hält, mit dem neuesten Trank des Hofmedikus im Leibe, seinen Erben für legitim gezeugt und ahnt nicht, daß der Schloßgardist zu persönlicher Dienstleistung bei Ihrer Hoheit befohlen war. Und zweitens dürfte höchstens ein argloses Kindergemüth glauben, nur „unser brandenburgisches Königshaus“ sei der Schauplatz so entsetzlicher Gräueltthaten gewesen. Vielleicht darf aber auch die Großherzogin von Gersfeld nicht mehr über die preussische Grenze. Einerlei. Im Hofschauspielhaus erregt Herr von Wildenbruch Anstoß. Die heussische Maria von Magdala ist „absolut unzulässig“. Salomes Schicksal wird gar nicht erst erörtert. Und „ins Volk hineingebracht“ darf nur werden, was für die tugendsame Reine des angestammten Herrscherhauses zeugt. Welches Glück, daß dem vereinten Mühen proletarischer und bürgerlicher Kulturkämpfer die Lex Heinze nicht widerstehen konnte! Seit sie beseitigt ward, braucht der deutsche Geist nicht mehr vor der Gefahr der Knechtung zu zittern... Drei Jahre ist's her. Da mißfielen manchem Leser die Sätze, die er hier fand: „Die Ablehnung der Lex wäre kein Sieg der Freiheit; und die im Kampf gegen dieses Schreckgespenst aufgewandte Kraft ist zwecklos verzettelt. Wenn der Entwurf fällt, wird der Himmel den Deutschen nicht heller sein“. Der Entwurf ist gefallen. Und sehet: Forschung und Künste sind im Lande der Denker und Dichter frei.